

2. Siedler, Herero und die Spirale der Gewalt

Die Besiedlung Südwestafrikas schloss die Vertreibung, Enteignung, Niederwerfung und Entrechtung der autochthonen Gruppen ein: Sie war gewaltsamer Natur und verwischte die Grenzen von Krieg und Frieden. Sich auf den offiziellen Kriegszustand zu beschränken, greift daher zu kurz.

Hinter dem »deutschen Imperialismus«, von dem Horst Drechsler handelt, verbarg sich eine Vielzahl von Kräften, darunter die Siedler, mit denen sich die folgenden Betrachtungen besonders beschäftigen werden. Die Siedler stehen am Anfang der Untersuchung, weil sie bereits zu einem frühen Zeitpunkt und mehr als jede andere Kraft auf die Eskalation der Gewaltverhältnisse drängten. Die privatisierte Gewalt nahm Überhand und gewann schließlich eine politische Tragweite, während die Regierung vermeintlich »machtlos« zuschaute; daher müssen die Siedler als ein selbständiger Motor der Expansion gelten. Es waren die Gewaltträtigkeit und Anomie der *frontier*-Situation, die den Krieg heraufbeschworen – einen Krieg, der sogleich den metropolitanen Staat mit der ganzen ihm eigenen Zerstörungskraft auf den Plan rief. Auch als die Metropole die Leitung und Durchführung der Operationen an sich gezogen hatte, schwand der Einfluss der Siedler auf das Geschehen nie gänzlich. Selbst das Ende der Kämpfe und die fast vollständige Auslöschung ganzer Gruppen brachte keine Selbst-Pazifizierung der Siedler, im Gegenteil. Die Gewaltverhältnisse der ›Friedenszeit‹ entgrenzten im Krieg weiter und prägten auch die Nachkriegsordnung.

Das aggressive Auftreten der Siedler forderte *bestimmte* Reaktionen der Herero heraus und formte so das Antlitz des Aufstands mit. Die Überfälle der ersten Tage und Wochen trafen nicht *zufällig*, sondern *gerade* die Siedler – ein Umstand, welcher der metropolitanen Öffentlichkeit, die nur wenig mit den Verhältnissen in Übersee vertraut war, reichlich Stoff zur Skandalisierung bot und ein Klima zu schaffen verhalf, in dem selbst der Einsatz äußerster Gewalt denkbar, ja akzeptabel erscheinen mochte.

Die Untersuchung der Überfälle im Januar 1904 will zeigen, dass es sich keineswegs um Akte ›sinnloser‹ Gewalt handelte, wie nicht zuletzt die Siedler glauben machen wollten. Deren wütende Reaktionen lassen vielmehr erkennen, dass sie es besser wussten. Indem zunächst die Deutschen, dann aber auch die Herero, begannen, ihre Reihen zu schließen und sich von dem Gegenüber abzuschotten, rissen die fragilen Bande endgültig ab, die vormalig noch bestanden und bisweilen die Begrenzung der Gewalt ermöglicht hatten. Der Weg in die Eskalation war geebnet,

und der Krieg mündete in eine Spirale der Gewalt und Gegengewalt, und zwar lange bevor Trotha das Kommando in Südwest übernahm.

Die Siedler

Die Siedler waren für die Entfesselung des Krieges verantwortlich und drängten auch darüber hinaus auf die Entgrenzung der Gewalt. Auf der Grundlage eines Rassismus, der sich noch weiter verschärfte, als sich die Machtverhältnisse zu den eigenen Gunsten verschoben, lieferten Furcht und Misstrauen, die in der kolonialen Situation angelegt waren, Motivationen für das aggressive Auftreten der Siedler, dem der koloniale Staat keinen Einhalt gebieten konnte oder wollte. Wenn der Staat gelegentlich intervenierte, brachte dies die weiße Bevölkerung gegen ihn auf; dass er dabei allenfalls halbherzig vorging, stieß die Herero vor den Kopf, die allmählich erkannten, dass auf den Schutz seitens des Staates nicht zu rechnen sein würde. Kurzum: Oft genug fachten die Eingriffe der Regierung die Gewaltverhältnisse mehr an, als dass sie sie entschärften.

Doppelter Antagonismus: Die Siedler zwischen Indigenen und Kolonialstaat

Unter ›kolonialer Situation‹ versteht Georges Balandier (1970: 121) eine Herrschaft, »die von einer fremden, rassistisch (oder ethnisch) und kulturell andersartigen Minderheit im Namen einer dogmatisch behaupteten rassistischen (oder ethnischen) und kulturellen Überlegenheit einer materiell unterlegenen eingeborenen Mehrheit aufgezwungen« ist. Zu den grundlegenden Paradoxien dieser Herrschaft zählt die Furcht der kleinen Zahl von kolonialen Eroberern vor der Masse der Unterworfenen. Südwestafrika macht hierin keine Ausnahme. Mochten sich die Eindringlinge den Kolonisierten in jeder Hinsicht überlegen wähnen, wussten sie nur allzu genau um die numerischen Kräfteverhältnisse und um die Gefahren für Leib und Leben, sollte einmal der »Ernstfall« eintreten. Im Unterschied zu ihren ›pazifisierten‹ Ursprungsgesellschaften sahen sie sich in Übersee ständig mit dieser Möglichkeit konfrontiert (Mühlmann 1979). In DSW erinnerten sie nicht zuletzt die über das Land verteilten Festungen, die der Abwehr des inneren Feindes, der »Eingeborenen« (Schwabe 1907: 156), dienten, daran, dass sie in einer Art von permanentem Ausnahmezustand lebten. Misstrauen und Furcht waren Grundbedingungen ihrer Existenz und prägten ihren Alltag. Die Vergesellschaftung im Zeichen der kolonialen Situation war eine Vergesellschaftung ohne Basisvertrauen: Der Umgang mit den »Eingeborenen« stand in

einem Horizont von Despotismus und Gewaltdrohung, welche die Kluft der Beziehungs- und Verständnislosigkeit, die ohnehin schon bestanden, immer weiter vertieften (Trotha 1994: 440f., 2004: 63).

In der *Siedlungskolonie* DSW war der Antagonismus von Eroberern und Kolonisierten noch schärfer ausgeprägt. Indem hier eine größere weiße Bevölkerung ansässig gemacht wurde, vervielfachten sich die Kontakte und damit auch die Anlässe für Spannungen zwischen den Gruppen. Problematisch war jedoch nicht allein die schiere Zahl der Kontakte, sondern auch die veränderten Prämissen, unter denen sie zu stehen kamen.

Noch der Geringste unter den Angehörigen der »kolonialen Gesellschaft« (Delavignette 1939) durfte sich zur Herrenschicht rechnen. Aus Sicht der Siedler war »jeder Weisse den Eingeborenen gegenüber als »ein höheres Wesen« zu betrachten«, und ein jeder glaubte sich berechtigt, im Umgang mit den Indigenen ein »herrische[s] Auftreten« an den Tag zu legen.¹

Dabei unterschieden die Afrikaner sehr genau zwischen Repräsentanten des Staates auf der einen und Privatleuten auf der anderen Seite, und die Regierung betrachtete die Siedler letztlich als Untertanen wie die »Eingeborenen« auch, wenngleich sie freilich fundamental bessergestellt waren. Weder die Afrikaner noch die Vertreter des Kolonialstaats waren jedenfalls bereit, die »Herrenansprüche« des einzelnen Siedlers ohne weiteres zu akzeptieren, und dies führte zu Spannungen.

Siedlergesellschaften sind in besonderer Weise verletzungsoffen. Im Unterschied zu den männlich dominierten kolonialen Gesellschaften schließen sie prinzipiell auch ganze Familien ein. In Südwestafrika lebten Familien oft weit über das Land verstreut und Stunden von den nächsten Nachbarn oder der nächsten Polizeistation entfernt, den »Eingeborenen« scheinbar schutzlos ausgeliefert.² Den Siedlern war klar, dass die Besiedlung einen Transfer von Bevölkerungen und Land und Besitz bedeutete, der einseitig zu Lasten der »Eingeborenen« ging, und rechneten kaum damit, dass letztere diesen Transfer widerstandslos hinnehmen würden.

Daher erstaunt es nicht, dass sich in der Siedlerschaft immer wieder der Ruf nach restloser militärischer Eroberung der Kolonie erhob. Dem politischen Pragmatismus der Regierung waren damit Grenzen gesetzt. In Handels-, Plantagen- oder Minenkolonien, die ohne den Transfer von

1 Leutwein an Kolonialabteilung, 17. Mai 1904, BArch., R1001/2115, Bl. 64.

2 Auch Militärs, die anlässlich der Aufstände ins Land kamen, bemerkten schnell, dass die Farmer isoliert und kaum vor Übergriffen geschützt waren (z.B. Maercker 1908: 49; vgl. auch Tagebuch Stuhlmann, NAN, Private Accessions A.0109, S.196).

Bevölkerungen auskamen, mochte es in Frage kommen, sich mit den lokalen Granden zu arrangieren. In Südwest aber sah sich Leutweins »Friedenspolitik« (Leutwein 1997: 242), die den autochthonen Gruppen Teile ihrer Souveränität belassen wollte, von Anfang an dem erbitterten Widerstand der Siedler ausgesetzt.

Furcht und Misstrauen gehören der kolonialen Situation überhaupt zu, aber waren in Siedlungskolonien besonders ausgeprägt. Wie Helmut Bley (1995: 141) unterstreicht, wähnte sich die südwestafrikanische Siedlerschaft ungeachtet ihrer unangefochtenen politischen, sozialen und kulturellen Hegemonie als eine »stets bedrohte Gesellschaft«. Wie unter südafrikanischen Siedlern vergleichbare Lebensverhältnisse regelmäßig zu Hysterien führten (vgl. Krikler 1995), war Südwestafrika für die alarmierenden »Stories« berüchtigt, die sich wie Lauffeuer verbreiteten und die Bevölkerung in helle Aufregung versetzten, mochten sie auch noch so abwegig, ja selbst erwiesenermaßen falsch sein.³ Noch die abstrusesten Gerüchte fielen auf fruchtbaren Boden – weil die Siedler stets mit dem Schlimmsten rechneten.

Der rassistische Blick nimmt die Mitglieder der rassifizierten Gruppe nicht als Individuen, sondern nur »generisch, d.h. als Vertreter ihrer ›Gattung‹«, wahr (Graumann/ Wintermantel 2007: 151), operiert also mit starren Typisierungen. Für ihn ist das einzelne ›Exemplar‹ erschöpfend durch die typischen Eigenschaften der ›Gattung‹ bestimmt. Derlei Typisierungen stellen abkürzende Verfahren dar, die der lebendigen Erfahrung vorgreifen resp. diese überbrücken und ausschalten. Hierin liegt ihre Crux: Authentische Beziehungen, die dazu angetan wären, Misstrauen und Furcht abzubauen, sind unter diesen Bedingungen nicht mehr ohne weiteres möglich. Stattdessen entstehen und verselbständigen sich bestimmte Narrative, welche vor allem negative Eigenschaften der rassifizierten Gruppe festschreiben und dramatisieren (Memmi 1987: 170f.). Dadurch entfernen sich die Gruppen immer weiter voneinander, so dass Furcht und Misstrauen noch weiter zunehmen.⁴

Schon sehr früh erhoben Siedler ihre Stimmen gegen den angeblich zu »milden« Kurs der offiziellen Politik, wie nicht zuletzt aus der eindringlichen Schilderungen Bleys (1995) hervorgeht, und diese Stimmen verstummten auch bis zum Ende der deutschen Kolonialherrschaft nie

- 3 Offenbar stellten diese schreckenverbreitenden Gerüchte im Krieg ein solches Problem dar, dass Lothar von Trotha sich genötigt sah, die Verbreitung von Gerüchten unter Strafe zu stellen (NAN ZBU D.IV.1.2. Herero-Aufstand 1904. Feldzug; Politisches. Band 3, August 1904–September 1905, Bl. 110).
- 4 Zeitgenössische Berichte von Reisenden, Siedlern oder Soldaten reproduzieren die immergleichen Stereotype, welche die völlige Beziehungslosigkeit den Kolonisierten gegenüber zu erkennen geben. Dennoch will es so scheinen, dass gerade das Reproduzieren eben dieser Codes die Autoren als landeskundig ausweisen sollte und auswies.

ganz. Noch wenige Tage vor dem Aufstandsausbruch im Januar 1904 brachte die *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* einen Leitartikel mit dem vielsagenden Titel »Zur augenblicklichen Lage«. Darin greift der Verfasser, der Ansiedler Schlettwein, einmal mehr die angeblich zu »milde« und zögerliche Politik Leutweins an. Dieser Politik lastet er an, dass sich die Siedler »bewaffneten Horden« von »mehr denn minderwertigen Eingeborenen« gegenübersehen, die eine »direkte Gefahr« für sie darstellen, und redet der Eskalation der Gewaltverhältnisse das Wort, indem er die Aufstockung der Truppe fordert, radikale Kriegsziele ausgibt und ein ungesäumtes Zuschlagen verlangt.⁵ Schlettweins Ausführungen zeigen, als wie schmerzlich die Siedler die Diskrepanz zwischen ihrem Überlegenheitsgefühl und ihrer tatsächlichen Lage empfanden, und sie unterstreichen, wie wenig sich die Siedler mit der passiven Rolle abfinden mochten, welche die Regierung ihnen zuwies. Nur zuwarten und gegebenenfalls reagieren zu können, mithin keine Handlungsmacht zu besitzen, entsprach nicht ihrem Selbstbild als »Herren«, zumal auch die Kolonisierten in diesem Verhalten nur »Schwäche« zu erblicken schienen, wie Schlettwein befürchtete. Die Siedler sahen sich von der Regierung, die sie in diese unwürdige Rolle zwang, als »Mittel zum Zweck«, ja als »Kulturdünger« missbraucht.⁶

Furcht und Misstrauen nahmen allmählich einen obsessiven Charakter an. Je weniger eine reale Bedrohung vorlag, desto hartnäckiger wurde die prekäre Sicherheitslage beschworen und auf eine weitere Radikalisierung der Verhältnisse gedrängt. Die menschenverachtende »Eingeborenenpolitik« nahm – auch auf Druck der Öffentlichkeit – erst Fahrt auf, als die Reste der geschlagenen Gruppen in den Konzentrationslagern darbtten und ihrer vollständigen Auslöschung entgegensahen, und wurde in der Folge immer weiter verschärft (Häussler 2013b). Dass Furcht und Misstrauen schließlich *die* entscheidende »Schalt- und Filterwirkung« für die Rezeption des Weltgeschehens einnahmen (Ciompi/ Endert 2011: 24f.), macht deutlich, wie sehr sie das Leben der kolonialen Gesellschaft Südwestafrikas bestimmten. So interessierte der Russisch-japanische Krieg die *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* nur insofern, als es Vertretern einer nicht-weißen »Rasse« geglückt war, der »weißen Rasse« (in Gestalt Russlands) eine Niederlage beizubringen, und als dieser Sieg der »farbigen Gefahr« dazu angetan schien, Prestige und Herrschaft der Weißen in Afrika zu erschüttern.⁷

Ironischerweise retteten Furcht, Misstrauen und der obligate Hang zu Paniken vielen Siedlern in den Januartagen das Leben, denn es war die ausgeprägte Vigilanz, welche die koloniale Gesellschaft so prompt auf

5 »Zur augenblicklichen Lage«, in: DSWAZ vom 5.1.1904, S.2.

6 Ebd.

7 »Die farbige Gefahr«, in: DSWAZ vom 28.2.06, Nr.9, S.1.

die ersten Aufstandsgerüchte reagieren ließ. Als die ersten Schüsse fielen, hielt sich die Bevölkerung vielenorts schon in den Festungen verschanzt, wurden eilig Truppen aufgestellt und zu bedrängten Ortschaften entsandt. Freilich war es oft genug eben diese Vigilanz, die den Konflikt erst eskalieren ließ, wie Jan-Bart Gewald (1999) zu Recht festhält.

Mit dem Antagonismus von Siedlern und Kolonisierten hing ein weiterer zusammen, der Antagonismus von Siedlerschaft und Kolonialstaat. Dieser war so ausgeprägt, dass der Tropenarzt Ludwig Külz (1943: 143) in dem Schimpfen auf die Regierung sogar einen Wesenszug der Südwester erblicken wollte. Der Konflikt mit dem Staat hatte strukturelle Gründe. Er entzündete sich an Situationen, in denen sich die Siedler von der Obrigkeit gegängelt, bevormundet oder ›ausbrems‹ sahen und die ihr Herrenbewusstsein vor allem dann verletztten, wenn sie sich unter den Augen der »Eingeborenen« abspielten. Die Siedler kämpften mit aller Macht gegen das Ohnmachtsgefühl an, zu dem der Staat sie zu verurteilen schien. Das Siedler-Ethos vertrug sich schwer mit der Staatlichkeit generell.

Im Unterschied zu alten Siedlungskolonien wie Amerika oder Ozeanien, die von einem hohen Maße an Siedler-Autonomie geprägt waren, vollzog sich die Besiedlung Südwesafrikas unter der Regie eines autoritären Staates, wie sich mit Caroline Elkins und Susan Pederson (2005: 7) festhalten lässt. Das Gros der Siedler fand bei der Landung in Südwesafrika ein Staatswesen vor (Bley 1968: 15), dessen Vertreter sich immer auch als verlängerten Arm der Verwaltung im Reich betrachteten.

Zwar sollte ›Staatlichkeit‹ im kolonialen Kontext insgesamt nicht überbewertet werden. Koloniale Herrschaft griff allgemein auf Elemente nicht- und vor allem patrimonialstaatlicher Prägung zurück. Von einer konsequent bürokratisierten oder – in Max Webers Worten – »legalen« Herrschaft konnte insofern keine Rede sein, als despotisches und intermediäres Verwaltungshandeln eine überragende Rolle spielten, nicht nur im Umgang mit den »eingeborenen«, sondern auch mit den weißen Untertanen.⁸ Obgleich die Implementierung der Staatsidee in vielerlei Hinsicht kaum über erste Ansätze hinausgelangte, hielten die verantwortlichen Akteure jedoch unverdrossen an dieser »Utopie« fest (vgl. dazu allgemein Trotha 1994, 2004), was immer wieder zu Reibungen und Konflikten mit der Bevölkerung führte, umso mehr, weil sich die

8 Letztere unterlagen der Konsulargerichtsbarkeit, die nur zwei Instanzen vorsah und die Besonderheit aufwies, dass es sich bei Staatsanwälten und Richtern in aller Regel um Verwaltungsbeamte, als um Organe der Exekutive, handelte (Bley 1968: 274). Eine Verwaltungsgerichtsbarkeit, die der Exekutive im Umgang mit den Siedlern Zügel hätte anlegen können, bestand überhaupt nicht (Zollmann 2011: 49).

Kolonialverwaltung richtungsweisende Entscheidungen in grundsätzlichen kolonialpolitischen Fragen vorbehielt.

In diesem Zusammenhang sind Lorenzo Veracinis Überlegungen zum Siedlerkolonialismus erhellend. Zu Recht macht Veracini darauf aufmerksam, dass Siedler keine Migranten seien (Veracini 2010: 3). Zwar ist Siedlern und Migranten gemeinsam, dass sie ihre jeweilige Heimat verlassen, um sich andernorts dauerhaft niederzulassen, aber anders als Migranten kommen Siedler nicht als Einwanderer, die sich einem fremden, bereits bestehenden Gemeinwesen anschließen, sondern als Eroberer, die das Land, das sie besiedeln, als ihr Eigen beanspruchen und sich sogleich daran machen, ein eigenes, – auch gegen ihr Herkunftsland gewandt – »besseres«, ja ideales Gemeinwesen zu gründen (ebd.: 4).

Im Unterschied zu den »kolonialen Besuchern«, den Beamten, Militärs, Unternehmern oder Abenteurern, kamen die Siedler, um dauerhaft im Lande zu bleiben. Militärs und Beamte »kommen und gehen«, die Siedler aber kamen, um zu bleiben, investierten ihr Vermögen und ihre Arbeitskraft in die Kolonisierung und standen gegebenenfalls auch mit ihrem Leben dafür ein.⁹ In Übersee suchten sie nichts Geringeres als eine neue Heimat und empfanden sich tatsächlich auch recht bald als »Afrikaner« oder »Südwester«. Veracini (2010: 20ff) beschreibt diesen Vorgang als »Indigenisierung« der kolonialen Eroberer und macht damit deutlich, dass die Gründung einer Siedlergesellschaft immer auch die Abspaltung von der Ursprungsgesellschaft sowie von jenen, die sich dieser zugehörig fühlten oder gar für sie standen, bedeutete. So ist auch James Belichs (2010: 23) Feststellung zu verstehen, dass Siedlungskolonie und Imperium früher oder später auseinanderdriften. Obgleich die Dominanz des Deutschen Reiches in den 30 Jahren seiner Herrschaft über Südwestafrika nie ernsthaft gefährdet war, bildete die Siedlerschaft ein Eigenleben aus und trat den Organen des Kolonialstaats als selbständiger Motor der kolonialen Expansion gegenüber (vgl. Veracini 2010: 6).

Einer der Gründe, die Risiken einer Auswanderung in einen fernen, fremden Erdteil auf sich zu nehmen, bestand in der Hoffnung, den Schranken zu entkommen, welche die Wilhelminische Gesellschaft der unternehmerischen Entfaltung und dem sozialen Aufstieg entgegensetzte. Wer im Schutzgebiet beispielsweise von der Landwirtschaft lebte, legte größten Wert darauf, kein Bauer, sondern Farmer zu sein (Schmidt-Laubert 1998: 238), damit unterstreichend, kein sozial wie politisch untergeordnetes, abhängiges Element der europäischen Ständegesellschaft zu sein, wie es Bauern noch waren, sondern ein spezifisch moderner, autonomer Akteur.¹⁰ Die Siedler waren kaum bereit, sich die Gängelung durch

9 »Ein Ukas«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 1.7.1905, S. 2.

10 Dennoch war diese »Modernität« immer auch gebrochen, und diese Gebrochenheit verleiht dem Südwester Identitätsentwurf sein charakteristisches

die Obrigkeit gefallen zu lassen. Sie betrachteten sich zwar weiterhin als Deutsche, allerdings nicht mehr als die deutschen Untertanen, die sie in der Heimat vielleicht noch gewesen waren. In der Kolonie verbatnen sie sich jegliche Form der »Bevormundung« durch die Obrigkeit oder die ferne Metropole.¹¹ Die Eingriffe der Kolonialverwaltung empfanden sie als »lästige Hemmung« ihrer freien Entfaltung und die Bande zum »Mutterland« als »beengende Fessel«. ¹² Stattdessen forderten sie »Selbständigkeit« und ein Recht auf »Selbstverwaltung«, womit sie recht unverhohlen auf die Demokratisierung der Herrschaft in der Kolonie drängten.¹³ Dazu sahen sie sich insofern berechtigt, als die »Erschliessungsarbeit« in der Kolonie »an erster Stelle« von den Kolonisten geleistet wurde.¹⁴ Das

Gepräge. Die Forschung sieht den »Individualismus«, den die Siedler auch selbst immer wieder beschworen, als zentral dafür an, übersieht dabei aber einen wichtigen Aspekt (z.B. Schmidt-Lauber 2004: 227). Der »Individualismus« ist nicht ohne weiteres mit dem Streben nach persönlicher Freiheit gleichzusetzen – unter bestimmten Gesichtspunkten gilt vermutlich eher das Gegenteil. Wenn Siedler den »Individualismus« hervorkehrten und betonten, dass sie in der Kolonie keine bloße »Nummer« mehr wie in der Metropole waren (z.B. Drascher 1929: 37), tritt ein konservativ-kulturpessimistischer Zug zutage, der sich gegen die fortschreitende Industrialisierung und Urbanisierung der Metropole richtete und wohl in einer tiefsitzenden Furcht vor der Proletarisierung der kleinbürgerlichen Kreise begründet war, aus denen das Gros der Siedler hervorging. In der »Heimat« vollzog sich unaufhaltsam eine Ablösung von »diffusen«, typisch dörflichen Sozialbeziehungen, in denen sich noch »ganze Menschen« begegneten, durch stärker funktional bestimmte Beziehungen, in denen sich die Akteure in begrenzten Rollen gegenübertraten (Simmel 2006: 12 f.; Häußermann/Siebel 2004: 35 f.). Die Siedlergesellschaft sollte einen Gegenentwurf dazu darstellen, und dies bedeutete u.a. die mit Blick auf die südwestafrikanischen Kolonialstadt gut belegte Aufrechterhaltung einer ausgeprägten sozialen Kontrolle (Hartmann 2007: 55 f.), deren Wegfallen in den europäischen Großstädten ein höheres Maß an persönlicher Freiheit ermöglichte.

- 11 »Über die Teilnahme der Bevölkerung an der Verwaltung«, in: DSWAZ vom 7.9.1904, S. 2f.
- 12 Ebd.
- 13 Immer wieder erklang der Ruf nach einer »Volksvertretung« (vgl. den Jahresbericht von Conrad Rust, in: *Windhuker Nachrichten* [noch unter dem Titel: *Nachrichten des Bezirks-Vereins Windhuk*] vom 17.12.1903, S. 1). Die Siedler setzten große Hoffnungen in die Einrichtung von Bezirksbeiräten wie in Swakopmund und schließlich eines Gouvernementsbeirats, aber die Erwartungen wurden enttäuscht, weil die Regierung nicht bereit war, den Beiräten mehr als eine nur beratende Funktion zuzugestehen (vgl. z.B. »Über die Teilnahme der Bevölkerung an der Verwaltung«, in: DSWAZ vom 7.9.1904, S. 2f.).
- 14 »Über die Teilnahme der Bevölkerung an der Verwaltung«, in: DSWAZ vom 7.9.1904, S. 3.

»Kolonialland zu erschließen und seine Schätze und Kräfte dem Nationalvermögen zuzuführen und dienstbar zu machen«, war aus Sicht der Siedler nicht etwa die Leistung der Funktionäre und Beamten, sondern »in erster Linie und an wichtigster Stelle [der] Kolonisten«. ¹⁵ Die Einrichtung der Wasserversorgung oder des Straßennetzes waren oft genug Sache privater Initiative; dadurch wurde der Anteil, den die arbeitende Bevölkerung an der Schaffung der Infrastruktur leistete, auch in höherem Maß sichtbar, als dies in Europa der Fall gewesen war. Dies brachte ein Erstarren ihres Selbstbewusstseins gegenüber der Obrigkeit mit sich, ¹⁶ das sich beispielsweise auch darin bemerkbar machen konnte, dass der Siedler als »Staatsbürger« selbstbewusst seine Stimme gegen die von Berlin sanktionierte Kriegführung zu erheben wagte. ¹⁷

Allerdings ist dabei zu bedenken, dass diese Ansprüche mit der Wirklichkeit oft nur wenig gemein hatten und allenfalls kontrafaktisch im Angesicht einer Realität galten, die von den meisten der vermeinten Herren als beschämend empfunden wurde. Helmut Bley (1968: 213ff) hat diese Diskrepanz auf den Begriff der »abhängigen Herren« gebracht.

»Abhängige Herren«

Der Farmer – laut Brigitta Schmidt-Lauber die »Schlüsselfigur« des südwestafrikanischen Identitätsentwurfs (Schmidt-Lauber 1998: 79) – stellt einen Typus dar, welcher der obrigkeitlichen Bevormundung in besonderer Weise abhold war. Infolge der extensiven Viehwirtschaft, die der Knappheit an Wasser und Weide geschuldet war, blieb das Schutzgebiet außerhalb der Städte dünn besiedelt; die Farmer lebten verstreut und mehr oder weniger isoliert. Sie mussten sich im Alltag selbst zu helfen wissen, weil sie zunächst einmal auf sich allein gestellt waren. ¹⁸

15 »Zur Entschädigungsfrage«, in: *DSWAZ* vom 8.6.1904, S. 1.

16 Der Siedler Ludwig Conradt (2006: 75) bemerkt, dass diejenigen, die auch nur kurz in der Kolonie gelebt hatten, es im Deutschen Reich nicht mehr aushielten, weil sie die Gängelung durch den Obrigkeitsstaat nicht ertrugen: »wer das freie, ungezwungene Leben hier einmal gekostet hat, hält es in den geordneten, bis ins kleinste polizeilich kontrollierten Zuständen zu Hause [...] nicht mehr aus«.

17 »Ein Ukas«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 1.7.1905, S. 2.

18 Dies änderte sich vorübergehend, als mit den Kolonialkriegen in Deutsch-Südwestafrika die Truppenstärke auf fast 15.000 Mann gebracht wurde und das Militär das Schutzgebiet kontrollierte. Diese Verhältnisse beklagten die Verse des alteingesessenen Ansiedlers, Ludwig Conradt: »Die alten Zeiten sind vorbei,/ Doch was mich jetzt geniert,/ Man lebt hier nicht mehr frank und frei,/ Es wird zuviel regiert. –/ Doch all' die hohen Herr'n

Patrimonial herrschten sie über ihr Land und schreckten auch vor gewaltsamer Selbsthilfe nicht zurück, zumal wenn die nächsten Garnisonen oder Stationen Tagesritte entfernt lagen. Wie Hauptmann von Wangenheim anlässlich der Begrüßung des Gouverneurs Friedrich von Lindequist äußerte, gebärdeten sich die Farmer auf ihrem Grund und Boden wie »kleine Könige« und verbaten sich jegliche behördliche Einflussnahme (zit. n. Zollmann 2011: 275). Wie meist in den Kolonien der Fall, reichte die staatliche Herrschaft also kaum über die Grenzen der Hauptstadt hinaus (Trotha 1999b: 104). Erst zum Ende deutscher Herrschaft hin unternahm der Staat ernsthafte Bemühungen, seinen Dominanzanspruch auch gegenüber weißen Untertanen jenseits der Stadtgrenzen zu behaupten. 1913, also unmittelbar vor dem faktischen Verlust der Kolonie, wurden im Zuge einer Serie von Prozessen mehrere Farmer für Verbrechen belangt, die diese an ihren indigenen Angestellten verübt hatten (Bley 1968: 295f.). – und damit die Rechtshoheit des Staates auch jenseits der Machtzentren bekräftigt.

An dieser Stelle ist jedoch ein geläufiger Irrtum über die Zusammensetzung der Siedlerschaft auszuräumen: Der Farmer war für den südwestafrikanischen Siedler insgesamt kaum repräsentativ. Wie die koloniale Gesellschaft Südwestafrikas insgesamt war auch die Siedlerschaft äußerst heterogen.¹⁹ Enttäuscht stellte der kolonialinteressierte »Forschungsreisende« Georg Hartmann (1904: 15) am Vorabend des Herero-Aufstandes fest, dass die südwestafrikanische Bevölkerung lediglich 813 Farmer zählte, von denen gerade einmal 334 von deutscher Nationalität waren. Anteilig waren kaum mehr als 10% der deutschen Siedler tatsächlich Farmer. Wenn der Farmer also die »Schlüsselfigur« des südwestafrikanischen Identitätsentwurfes darstellte, dann nicht wegen seines zahlenmäßigen Gewichts, sondern weil ihn ein kolonialideologisches Wunschdenken dazu stilisierte.²⁰

Die Besiedlung Südwestafrikas insgesamt war hochgradig ideologisch besetzt. In kolonialinteressierten Kreise hoffte man, die jährlich etwa in

im Rat/ Mit allen schönen Sachen,/ Sie werden aus Südafrika/ Doch kein Europa machen.« (In: DSWAZ vom 3.5.1905)

19 Nach der Niederlage von 1915 kehrte gut die Hälfte der deutschen Bevölkerung dem Schutzgebiet den Rücken, in erster Linie die Beamten und Militärs (Schmidt-Lauber 2004: 228). Obgleich diese durchweg einen großen Teil der »weißen« Bevölkerung ausgemacht hatten, waren sie von den offiziellen Statistiken nie zur »Bevölkerung« gerechnet worden.

20 Inwieweit sich selbst die offizielle Bevölkerungsstatistik von ideologischen Vorstellungen hat bestimmen lassen, ist erstaunlich genug; noch erstaunlicher aber ist, dass sich neuere *Forschungen* dieses irrige Bild vom Siedler zu Eigen machen. Die Ethnologin Brigitta Schmidt-Lauber behandelt die »Ethnizität deutscher Namibier« am Beispiel von Farmern, die sie als die »Schlüsselfigur« des südwestafrikanisch-deutschen Identitätsentwurfs

die Vereinigten Staaten abgehenden Auswanderungsströme in ein eigenes Territorium umleiten und so dem »Volk« erhalten zu können (Gründer 2004: 26ff). Deswegen setzte man große Hoffnungen in die Kolonie und stellte auch hohe Erwartungen an die Kolonisten, doch dies alles erwies sich als illusorisch. Auch nach dreißig Jahren deutscher Herrschaft und erheblichen Investitionen durch das Reich hatte das Schutzgebiet nie mehr als 15.000 Siedler aufnehmen können, die zu einem Großteil aus »minderwertigen Elementen« aus den besitzlosen Klassen bestanden (zit. n. Bley 1968: 144). Die wenigsten Siedler brachten das Kapital mit, das für eine international wettbewerbsfähige, extensive Viehzucht erforderlich gewesen wäre.

Neben Beamten und Militärs bildeten Arbeiter und Handwerker zwar die größte Berufsgruppe der kolonialen Gesellschaft, zogen aber kaum Aufmerksamkeit auf sich. Angestellte in gewerblichen Betrieben wurden bis 1905 offiziell nicht zur »Bevölkerung« gezählt. Erst zum Ende deutscher Herrschaft hin begann sich allmählich die Erkenntnis durchzusetzen, dass die Mehrheit der »Weißen« im »Schutzgebiet« wirtschaftlich abhängig und nicht in der Landwirtschaft tätig war (Bley 1968: 110).

Die Abhängigkeit des durchschnittlichen deutschen Siedlers ging noch erheblich weiter. Tatsächlich war die Mehrheit der Siedler politisch nicht minder abhängig als wirtschaftlich (vgl. auch Steinmetz 2007: 21, 29ff): Der Staat war zwar in vielen Belangen schwach, nichtsdestotrotz aber präsent. Die Abhängigkeit machte einen Grundtatbestand der südwestafrikanischen Siedlerexistenz aus. Idealvorstellungen wie der ökonomisch unabhängige Farmer galten höchstens kontrafaktisch und verweisen auf eine grundlegende Spannung von Sollen und Sein, welche die durchschnittliche deutsch-namibische Biographie prägte und die »besondere Gewaltverhältnisse« (Bley 1995) mit sich brachte, die im Zusammenspiel mit weiteren Faktoren eine spezielle Dynamik der Grausamkeit entfalteten. Schließlich stand die Abhängigkeit der Siedler in scharfem Kontrast zu ihrem Herrenbewusstsein und dem vielbeschworenen Prestige ihrer angeblich überlegenen Rasse.

Manch ein Farmer, der weiter außerhalb der Städte lebte, lernte die indigenen Gruppen noch als selbständige Machtfaktoren kennen.

ausmacht (1998: 79; 1993). Zu den Normalbiographien deutscher Namibier zählt sie wie selbstverständlich ausgedehnten Landbesitz, eine Vielzahl von Angestellten, Studium und Auslandsaufenthalte; aber all das trifft tatsächlich nur auf eine kleine, beinahe als »Aristokratie« zu bezeichnende Schicht von Farmern zu. Wenn Schmidt-Lauber von der realen Abhängigkeit dieser »Herren« handelt, hat sie die faktische Abhängigkeit von der indigenen Arbeitskraft im Auge (vgl. insbesondere Schmidt-Lauber 1993). Allerdings ist der Siedler-Typus, mit dem sie sich ausschließlich befasst, weder mit Blick auf die koloniale Gesellschaft unter deutschen Herrschaft noch die nachkoloniale Gesellschaft Namibia repräsentativ.

Hinsichtlich der Zuweisung eines Platzes, um sich niederzulassen und Handel zu treiben – in Ermangelung des nötigen Kapitals begannen viele Farmer als Händler –, waren Farmer oft noch von dem Wohlwollen lokaler Häuptlinge und Großeute abhängig. Stunden oder Tage von der nächsten Garnison entfernt, hatten sie gelernt, diesen gegenüber vorsichtig aufzutreten, und manch einer von ihnen betrachtete den Umgang mit der lokalen Oberschicht sogar als Privileg und als Zeichen sozialen Aufstiegs (Bley 1995: 142ff, 1968: 176).

Für die in der Stadt ansässige Mehrheit der Siedler bestand indes kein Grund zu solcher Mäßigung. Die Stadt war Zentrum der kolonialen Macht und bildete einen eigenen Erfahrungsraum von Herrschaft (Trotha 1999b: 99). Zwar lebten und arbeiteten dort auch zahlreiche Indigene, aber isoliert von ihren jeweiligen Gemeinschaften und in abhängigen, untergeordneten Positionen in weißen Diensten. Dies prägte das Bild, das sich die weißen ›Städter‹ von den Kolonisierten resp. von deren Stärke machten, und erklärt die Verwunderung, mit welcher der verbissene Widerstand registriert wurde, den die Herero den deutschen Truppen 1904 leisteten. Dass die weißen ›Städter‹ die Macht der autochthonen Gruppen leichtfertig unterschätzten, bestärkte sie in ihrem Drängen auf Eskalation. Da sie in aller Regel noch ihres Aufstiegs harrten und sich das für den Farmbetrieb benötigte Kapital erst noch in unselbständiger Arbeit verdienen mussten, war ihnen kaum an guten Beziehungen zu den autochthonen Gruppen gelegen. Die »abhängigen Herren« in der Stadt waren es, die besonders auf die Eskalation drängten – und sie mit allen Mitteln betrieben. Je weniger die Siedler dem Ideal des unabhängigen Farmers entsprachen, desto eher neigten sie zu gewaltsamen Lösungen. Und auch innerhalb der Stadt hatte der Staat alle Mühe, seinen Dominanzanspruch durchzusetzen: Das mitunter erhebliche Maß an Gewaltbereitschaft der weißen zivilen Bevölkerung stellte ihn auf eine schwere Probe.²¹

- 21 Angesichts dieses Umstandes mag erstaunen, dass die Stadt *vorderhand* einen Ort urbaner und ziviler Kultur darstellte. Innerhalb weniger Jahre hatte sich Windhoek so entwickelt, dass sie mit einer deutschen Provinzkleinstadt zu vergleichen war. Die Bevölkerung war keineswegs sozial so homogen wie in den Hauptstädten anderer Kolonien (Trotha 1999b: 108). Die Geselligkeit war von einem ausgesprochenen »Kastengeist« bestimmt und nach sozialen Hierarchien gegliedert (Eckenbrecher 1940: 91). Nicht weniger bemerkenswert ist der Umstand, dass die ansässige Siedlerschaft Formen des Zivilgesellschaftlichen wie Vereine und Zeitungen ausbildete, durch die sie Druck auf die Politik ausübten, gegen Bevormundung und Willkür durch die Obrigkeit aufbegehren und der Forderung nach Demokratisierung der Herrschaft Nachdruck verleihen konnte.

Weißer Despoten

Je stärker die »abhängigen Herren« in den Sog der Metropole gerieten und sich fremdbestimmt fühlten, desto vermessener wurden ihre Forderungen. Durch den Aufstand rückte das Schutzgebiet in den Fokus der reichsdeutschen Öffentlichkeit. Immer neue Truppen strömten ins Land, so dass sich die Truppenstärke binnen eines Jahres gegenüber Friedenszeiten verzwanzigfachte. Spätestens seit Leutweins Abschied Ende 1904 stand das Land unter einem Militärdiktator, der sich nur dem Kaiser verantwortlich fühlte. Mit den Truppen strömten tausende Arbeiter und Transportkräfte ins Land, und die drohende Überfremdung beunruhigte die Siedlerschaft zutiefst.²² Die Siedler waren sich zwar im Klaren darüber, dass der Zugang neuer Arbeitskräfte unvermeidbar war, aber sie fürchteten unliebsame »Elemente«²³ und wähten sich nicht mehr sicher.²⁴ Für sie stellten die Kriegsjahre allerdings nicht nur eine Zeit der Überfremdung, sondern einer schwer zu ertragenden Fremdbestimmung dar. So machten sie auch keinen Hehl daraus, wie wenig sie bereit waren, sich den Befehlen landesfremder Offiziere zu beugen. In der *Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung* hieß es beispielsweise:

»Aber für die Beurteilung der hiesigen Verhältnisse mag, wer fünf, zehn, zwölf Jahre im Lande gelebt hat, sein Urteil dem jetzt ja maßgebenden Urteile der hier fremden Herren doch nicht so ohne weiteres unterwerfen und das enthält den Keim für eine gewisse Spannung.«²⁵

Der Unmut der Bevölkerung richtete sich in erster Linie gegen die Offiziere, wohl auch deswegen, weil diese in aller Regel aus höheren gesellschaftlichen Schichten als die Siedler stammten und diese ihre Überlegenheit oft genug hervorkehrten. Vor allem aber bestanden die Offiziere auf die Unterordnungsverhältnisse zwischen Zivil und Militär, wie in der Metropole selbstverständlich waren. Nach den Beobachtungen des zwischenzeitlichen Ansiedlungskommissars Paul Rohrbach

22 Die Angst richtete sich keineswegs nur gegen »farbige« Arbeitskräfte, die in der Hauptsache aus der Kapkolonie angeworben wurden. Die Ankunft italienischer Bahnarbeiter hatte für großen Unmut gesorgt und war sofort auf Widerstand seitens der lokalen Bevölkerung gestoßen (z.B. »Eingesandt«, in: *DSWAZ* vom 15.3.1904, S. 3). Der Typus des Fremden steht wie kaum ein anderer für die Großstadt; an den Vorbehalten gegenüber Fremden lässt sich noch einmal ablesen, wie wenig urban die Siedlergesellschaft war, selbst wenn sie sich zu großen Teilen in Städten konzentrierte.

23 »Nötige Reformen«, in: *DSWAZ* vom 25.10.1905, S. 1.

24 »Aus Swakopmund«, in: *DSWAZ* vom 8.11.1905, S. 2.

25 »Aus dem Schutzgebiet«, in: *DSWAZ* vom 1.3.1905, S. 1.

betrachteten die Offiziere »die Ansiedler [...] im großen und ganzen [als] ›Pack‹«. ²⁶

In Südwest war ein solcher Dünkel verpönt. Die koloniale Situation warf ihren Schatten auch auf die Binnenbeziehungen der kolonialen Gesellschaft. Wenn Aspekte wie Nationalität, Schicht- und Klassenzugehörigkeit oder Konfession, ²⁷ die in der metropolitanen Gesellschaft im alltäglichen Verkehr schier unüberwindbare Barrieren darstellen konnten, in der Kolonie nicht mehr so sehr ins Gewicht fielen und die Siedlergesellschaft in bestimmten Hinsichten als vergleichsweise egalitär erscheinen mochte, lag dies vor allem daran, dass der Gegensatz der »Rasse« und Hautfarbe den kolonialen Alltag in einer so grundlegenden Weise prägte, dass er alle anderen Unterscheidungen zurücktreten ließ. ²⁸ Partha Chatterjees (1993: 16–34) Konzept der »rule of difference« etwa hält die grundsätzliche Abwertung und Schlechterstellung der »Eingeborenen« als ein Strukturmerkmal des modernen Kolonialismus fest, in Südwestafrika aber geriet diese Differenz zur regelrechten Obsession. Unermüdlich erklärten die Siedler, dass der Gegensatz der »Rasse« vor Ort eine ganz andere Bedeutung als in der Heimat besaß und in seiner Schärfe mit keinem dort bekannten Konflikt zu vergleichen war, nicht einmal mit dem »Klassenkampf«. ²⁹ Die neu aus dem Reich eingetroffenen Offiziere standen generell im Verdacht, die Tragweite dieses Problems nicht recht zu erfassen. ³⁰

Kaum ein Vorfall illustriert die Spannungen zwischen Siedlern und Offizieren besser als die folgende Episode, die sich im Jahre 1905 ereignete

- 26 Rohrbach an Stübel, 6.2.1905, Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, Nachlass Stübel Nr. 10, Bl. 24, zit. n. Zollmann 2011.
- 27 Angesichts der Schaffung eines neuen »weißen« Friedhofs in Omaruru 1906 wurde darauf hingewiesen, dass im Schutzgebiet die »Zugehörigkeit zur superioren weißen Rasse« die »weiße« Bevölkerung in einem Maße verbinde, dass der Frage nach der konfessionellen Spaltung keinerlei Bedeutung mehr zukomme (»Aus dem Schutzgebiet. Aus Omaruru«, in: *DSWAZ* vom 12.9.1906, S.1).
- 28 Zur »dunklen Seite« der demokratischen Tendenzen in Siedlergesellschaften vgl. Häussler/Trotha 2012b.
- 29 »Die farbige Gefahr«, in: *DSWAZ* vom 28.2.1906, S.1.
- 30 Der Unmut der Siedler richtete sich somit auch etwa nicht gegen die Militärs als solche, deren Pragmatismus sie im Gegenteil durchaus zu schätzen wussten, sondern gegen die Offiziere aus der Heimat, die sich der Metropole und ihrer Militärkultur verpflichtet fühlten und wie selbstverständlich auf Unterordnungsverhältnisse bestanden, die zu den Imperativen kolonialer Herrschaft, wie die Eingessenen sie verstanden und praktizierten, querstanden. Manch ein Siedler zog die Militärs den juristisch geschulten Vertretern der Zivilverwaltung vor und beschwor gar die »Gefahr des Assessorismus« (*DSWAZ* vom 5.1.1904, S. 2). In Teilen der Siedlergesellschaft

und die weiße Bevölkerung in Südwestafrika noch lange Zeit beschäftigen sollte. Ein Offizier hörte zufällig mit an, wie ein weißer Arbeiter öffentlich auf den Kaiser schimpfte. Sogleich befahl er einem »Farbigen«, einen »Schambock«, d.h. eine Peitsche aus Nilpferdleder, die üblicherweise für Prügelstrafen eingesetzt wurde, herbeizuschaffen und dem Missetäter an Ort und Stelle Prügel zu verabreichen, was auch geschah. Anschließend wurde der weiße Arbeiter außerdem wegen Majestätsbeleidigung angeklagt und zu zwei Monaten Haft verurteilt.

Am meisten empörten sich die Siedler darüber, dass der Offizier einen »Farbigen« ermächtigt hatte, einen Weißen zu schlagen, und zwar »auf offener Straße, bei hellem Tag«. Der *Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung* verschlug der Vorfall die Sprache: »Und dies während wir in einem Rassenkriege stehen. Was soll man dazu sagen?!«³¹ Vollends die Tatsache, dass das Gericht die Vorgehensweise des Offiziers auch noch billigte, sorgte für Entsetzen. Monate später beschäftigte der Fall die örtliche Bevölkerung immer noch. Die *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* schrieb am 6. September 1905, dem betreffenden Offizier müsse klar gemacht werden, dass sein Handeln eine »Versündigung[...] gegen die Rassensolidarität« darstelle,³² da schließlich gelte:

»Auch der verworfenste Weiße soll nicht auf Befehl eines Weißen dem Schambock eines Schwarzen überliefert werden. Solche Vorfälle stiften für das Prestige der weißen Rasse unendlich größeren Schaden, als die meisten in der Heimat auch nur entfernt ahnen.«³³

Wenn der Missetäter Soldat gewesen wäre und Uniform getragen hätte, mutmaßt der ungenannt bleibende Verfasser des Artikels weiter, wäre

galt der »Assessorismus« als »gründlich diskreditiert [...]« (»Aus heimischen Blättern«, in: *DSWAZ* vom 13.7.1904, S. 2).

31 »Aus Swakopmund«, in: *DSWAZ* vom 5.7.1905, S. 1.

32 Aus Deutschland«, in: *DSWAZ* vom 6.9.1905, 2. Beilage. Umgekehrt warf man den Militärs von Siedlerseite aus vor, die »farbigen« Arbeiter in Truppendiensten »verwöhnt und falsch behandelt« zu haben (»Aus Windhuk«, in: *DSWAZ* vom 21.9.1904, S. 2). Wie grausam mit dem Personal tatsächlich umgegangen wurde, belegen Akten der Regierung der Kapkolonie; aus Sicht der Siedler war diese Behandlung freilich immer noch zu gut. Ein exemplarischer Fall mag dies verdeutlichen: Der Frachtfahrer James war auf einem Transport erkrankt; als er zurückblieb, wurde er laut Zeugen kurzerhand von einem Soldaten erschossen. Das Auswärtige bestritt in seinem Schreiben vom 21.4.1906 den Vorwurf nicht, sondern bestätigte, dass der betreffende Soldat am 16.12.1904 in dieser Sache verurteilt worden sei – zu sieben Wochen Haft (KAB GH 35/157: »Treatment of Natives in G.S.W.A. 1905«, »Ill-Treatment of 3 Natives in G.S.W.A. 1905–1906«).

33 Ebd.

dieser zunächst abgeführt worden, um ihm und seinem Stand die Demütigung einer öffentlich vollzogenen Strafe zu ersparen. »Wovor den Soldaten aber die Uniform schützte, davor muss hier jeden Weißen schlechthin die weiße Hautfarbe schützen«, lautet die abschließende Forderung.³⁴

So versäumte der Ansiedler und Autor Conrad Rust, der offenbar noch als ein vergleichsweise besonnener und gemäßigter Zeitgenosse galt (Bley 1968: 284), in seinem Bericht über den Krieg gegen die Herero (Rust 1905) nicht, Maßnahmen des Generals Lothar von Trotha anzuprangern, die sich angeblich allzu leichtfertig über die rassen- und damit herrschaftspolitischen Erfordernisse vor Ort hinwegsetzten. Dazu zählte der Zwang zum »Frontmachen« gegenüber militärischen Vorgesetzten, den Trotha wieder eingeführt hatte, da das ehrerbietige Salutieren den »Weißen« vor den anwesenden »Eingeborenen« angeblich herabsetzte (Rust 1905: 401f.). Dazu zählte auch, dass Strafen an Weißen öffentlich vollzogen wurden, wie auch die angeblich (für die betroffenen Weißen!) erniedrigende und demütigende Praxis, dass afrikanische Vergewaltigungsopfer die Reihen abschreiten sollten, um unter den angetretenen Weißen die Täter zu identifizieren (ebd.: 403f.). Kurzum: Alles war zu unterlassen, was dazu angetan schien, einen Weißen in den Augen von Indigenen herabzusetzen und das »Prestige der weißen Rasse« zu beschädigen,³⁵ gleichviel wen und mit welcher Berechtigung dies auch getroffen hätte. Zunächst einmal besaß die »Rassensolidarität« unbedingten Vorrang.

Die Siedler störten sich vor allem daran, dass Weiße öffentlich herabgesetzt wurden, aber nicht nur. Oft genug nahmen sie auch daran Anstoß, überhaupt von der Obrigkeit zur Verantwortung gezogen zu werden, wenn es um den Umgang mit »Eingeborenen« ging. In solchen Zusammenhängen forderten die Siedler ein Recht ein, das einem Recht auf Willkür gleichkam. Ihre Wortführer perhorreszierten alle Sanktionen durch die Obrigkeit und reklamierten somit der Sache nach die Unantastbarkeit der persönlichen Willkür jedes Weißen, die als integraler Bestandteil des weißen Herrenanspruchs angesehen wurde. Wer ein rechter Herr war, durfte in seinem Handeln keinen Normen unterworfen sein. Zwar wurde mitunter angemahnt, dass der Weiße seine sittliche »Überlegenheit« über die »Eingeborenen« nicht vergessen und letzteren gegenüber nicht alle Verhaltensnormen fahren lassen solle; aber im selben Atemzug wurde betont, dass alle Maßregeln nur um »unseretwillen« getroffen seien und keinesfalls zu Hindernissen werden dürfen.³⁶ In die gleiche Kerbe schlug ein weiterer Beitrag der *Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung*, der einerseits Wert darauf legte, keinesfalls

34 Ebd.

35 »Aus Deutschland«, in: DSWAZ vom 6.9.1905, 2. Beilage.

36 »Kamerun und Natal«, in: DSWAZ vom 25.4.1906, 1. Beilage.

einem Zustand der Willkür das Wort reden und die »Eingeborenen« einer »harten und rohen Behandlung« preisgeben zu wollen, der andererseits aber auch wieder unterstrich, dass letztlich nur das Eigeninteresse der Kolonisatoren ausschlaggebend sein und den Grund einer etwaigen Mäßigung darstellen könne.³⁷ Anders gesagt, jede Mäßigung sollte in das Ermessen des einzelnen Siedlers gestellt sein; keinesfalls durfte sie über dessen Kopf hinweg durch den Staat erzwungen werden. Da die koloniale Landnahme eine »Vergewaltigung« war, galt bis auf weiteres nur Macht als Recht und blieb jeder Gedanke daran illusorisch, in der Kolonie einen ähnlichen Zustand der Rechtlichkeit wie in Europa herzustellen zu wollen.³⁸

Diese Forderung der Siedler, Chatterjees Konzept der »rule of difference« gleichsam auf die Spitze treibend,³⁹ läuft auf eine despotische Herrschaft der weißen Erobererschicht hinaus; *despotisch* ist sie deshalb zu nennen, weil der Willkür des Einzelnen keine Grenzen gesetzt sein sollten, und eine *Herrschaft der weißen Erobererschicht*, weil prinzipiell alle Mitglieder der kolonialen Gesellschaft Herren sein sollten. Diese Ordnung schließt eine Privatisierung der Gewalt und kehrseitig die Aufweichung des staatlichen Gewaltmonopols ein.

Ausgerechnet ein Offizier, der erst im Frühjahr 1904 nach DSW gelangt war, verlieh den Forderungen der Siedler berechtigen Ausdruck. In seinem Tagebuch notiert Oberleutnant Stuhlmann:

37 Arbeiter, die schlecht behandelt würden, seien auch weniger produktiv, lautet das Argument. Der Grund zu einer etwaigen Mäßigung im Umgang mit den Arbeitern dürfte somit einzig aus dem Eigeninteresse des Arbeitgebers hervorgehen; ethische Verpflichtungen und bindende Normen gegenüber den Arbeitern wurden aber nicht gesehen (»Mutterland und Kolonie«, II., in: DSWAZ vom 9.5.1906, S. 1).

38 »Zur augenblicklichen Lage«, in: DSWAZ vom 5.1.1904, S. 1.

39 Durch die Logik des Siedlerkolonialismus, der eben vorsah, sich das Land und seine Reichtümer auf Kosten der autochthonen Bevölkerung – wenn nötig auch gewaltsam – anzueignen, verschärfte sich diese Asymmetrie. Der Umstand, dass die Siedler nur ins Land kamen, um ihre eigene wirtschaftliche Lage zu verbessern, bedeutet kehrseitig für die »Eingeborenen«, dass jegliche sonst geläufige Überhöhung der kolonialen Landnahme etwa als »Zivilisierungsmission« ausschied und die Lage der »Eingeborenen« gleichgültig war (»Zur Eingeborenenfrage, I.«, in: DSWAZ vom 22.9.1906, No. 50, S. 1). Letztere kamen allenfalls noch als Ressource in den Blick, also ausschließlich als Mittel, keinesfalls aber als »Zweck an sich selbst«. Rücksicht auf sie brauchte nicht genommen werden, umso weniger dann, wenn solche Rücksichtnahme bedeutete, den eigenen Interessen entgegenzuhandeln. Was zu tun richtig war, war dasjenige, was im Interesse der Weißen und ihrer Expansion lag (»Mutterland und Kolonie«, in: DSWAZ vom 2.5.1906, No. 18, S. 1).

»[...] [D]er farbige Eingeborene muss vor dem weißen Herren ein Gefühl derartiger Überlegenheit besitzen, daß er ihn mehr als seinen Gott fürchtet. Nur so bleibt es möglich, daß ungeschützte Weiße Eingeborene beherrschen, die ihnen an Zahl unendlich überlegen sind.«⁴⁰

Stuhlmann spricht ein fundamentales Herrschaftsproblem an, das bereits David Hume in seiner Schrift »Über die ursprünglichen Prinzipien der Regierung« beschäftigte: Wie es den Wenigen gelingen kann, die Vielen zu beherrschen. Stuhlmanns Rede von der Gottgleichheit der »weißen Herren« verdeutlicht die Asymmetrie, die der Antagonismus von Herrschern und Beherrschten in der kolonialen Situation annimmt. In Parenthese gesagt, wollte die entsprechende Reputation erst erworben sein, und dies geschah in aller Regel dadurch, dass die »weißen Herren« als mächtige und strafende Wesen auftraten.⁴¹ In dem gegenwärtigen Kontext interessiert allerdings vor allem die Frage, was aus Sicht der »Herren« zu tun, oder besser: zu unterlassen, war, um diese Reputation zu bewahren. Es erschien notwendig, jedem Weißen gegenüber, wer es auch war, alles zu unterlassen, was dazu angetan schien, diesen – und damit: seine »Rasse«⁴² – zu »entzaubern« und den Glauben der »Eingeborenen« in dessen gottgleiche Überlegenheit zu erschüttern. Deswegen musste alles vermieden werden, was geeignet erschien, einen Weißen in den Augen der »Eingeborenen« herabzusetzen. Für die Siedler in DSW schloss dies ein, dass ihnen ihr vermeintes Recht auf Willkür nicht streitig zu machen war, und dass sie in ihrem Umgang mit den Indigenen keinen Normen unterworfen sein dürften. Dieses »Recht«, das sich die Siedler herausnahmen, stand quer zu den Ansprüchen des Staates, der auf das Gewaltmonopol bestand, ja dementierte und unterminierte diese Ansprüche auf eklatanteste Weise. Keine der Regierungen, gleichviel wie siedlerfreundlich sie sich gerieren mochte, rückte in dieser Beziehung von dem Anspruch obrigkeitlicher Dominanz ab: weder Leutwein, noch der Militärdiktator Trotha, noch der Zivilgouverneur Lindequist. Dies sorgte dafür, dass die Spannung zwischen den legitimen und vermeinten Herren auch über den Krieg hinaus erhalten blieb – und damit, da die Siedler es nicht nur bei Worten beließen, auch die Gewalt »von unten«.

40 NAN, Private Accessions A.0109, S.196.

41 Zur konstitutiven Rolle des Massakers in (kolonialen) Staatbildungsprozessen vgl. Trotha 1994: 37ff.

42 Wie die »Eingeborenen« in den Schilderungen – und wohl auch in der Wahrnehmung – der Kolonialherren meist kein individuelles Gesicht und keinen Namen besitzen, sondern gleichsam als bloße Exemplare unter ihre »Rasse« subsumiert erscheinen, begreift dasselbe Denken umgekehrt auch jeden Weißen ohne Ansehen der Person zunächst einmal als Repräsentanten seiner »Rasse«; zugleich besteht eine Form von Sippenhaft: Was diesem einen getan wird, wird allen getan oder fällt auf sie zurück.

Entfesselung der Gewalt

Vor dem Aufstand hatte die grundsätzliche Ausrichtung der Kolonial- oder Siedlungspolitik immer wieder zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen der Regierung und der Siedlerschaft geführt. Nur wenige Tage vor dem Aufstandsausbruch brachte die *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* den bereits eingangs erwähnten Artikel Schlettweins, welcher der Auffassung so vieler Siedler Nachdruck verlieh.⁴³

Schlettwein stellt sofort klar, dass die weiße Bevölkerung im Schutzgebiet »gewissen Anschauungen und Maßnahmen der Regierung kein Verständnis entgegenbringen«, ja darüber eigentlich nur noch den »Kopf schütteln« könne. Dabei hat er besonders die »schwache Stellung« der Regierung den »Eingeborenen« gegenüber im Sinn, die er auf den Einfluss »fanatischer Missionsfreunde« und unkundiger »Idealisten« zurückführt. Er sieht eine »Humanitätsduselei« am Werk, welche die Verhältnisse in der Kolonie auf den Kopf zu stellen droht:

»Oder kolonisiert Deutschland wirklich nur, um den Eingeborenen Afrikas die Segnungen der Zivilisation zu bringen, und betrachtet man den im Erwerbsleben stehenden Privatmann nur als Mittel zum Zweck, als Kulturdünger?«

Der Umstand, dass sich Schlettwein an dieser Stelle einer rhetorischen Frage bedient, macht deutlich, dass er ungeachtet aller bestehenden Differenzen davon ausgeht, dass allgemein – von »Idealisten« und »Fanatikern« vielleicht einmal abgesehen – Einigkeit darüber bestehe, wer den »Zweck« und wer den »Kulturdünger« der Kolonisierung zu bilden habe. Er sieht das Problem gewissermaßen darin liegen, dass die Verantwortlichen gelegentlich vergessen, wo die Prioritäten liegen, und ruft ihnen in Erinnerung, »was Sache ist: »Kolonisieren ist und bleibt eine Härte, eine Vergewaltigung, indem der eingesessenen eingeborenen Bevölkerung ihr Land und Besitz genommen wird [...].« Warum sich die Regierung dennoch so verhalte, als gelte es, die »Eingeborenen« vor den weißen »Blutsauger[n]« zu beschützen, ist ihm ebenso unerfindlich wie ihr Bestreben, »unzivilisierte, rohe Völker durch Güte und Geschenke zur Treue und Unterwürfigkeit [zu] zwingen«, da nur »[e]nergisches Niederdrücken [und] exemplarisches Bestrafen« dem »farbigen Afrikaner« imponiere.

Aus Schlettweins Sicht hätte die Kolonie längst »unterworfen sein können, sodass kein Eingeborener mehr an Dinge zu denken gewagt hätte, wie wir sie im Norden wie Süden erlebt haben und erleben«; man habe zwar immer wieder »Siege« errungen, diese aber nicht zu

43 Schlettwein, »Zur augenblicklichen Lage«, in: DSWAZ vom 5.1.1904, S.2.

Totalsiegen ausgeweitet, das bedeutet, die autochthonen Gruppen nicht endgültig niedergeworfen, entwaffnet und gegebenenfalls den eigenen wirtschaftlichen Interessen dienstbar gemacht. Stattdessen hatte man nun immer noch mit »mehr denn minderwertigen Eingeborenen« unter Waffen zu tun, die eine »direkte Gefahr« für die weiße Bevölkerung darstellten. Schlettwein schloss mit der Forderung nach mehr Truppen und radikalen Kriegszielen, kurzum: mit dem Ruf nach Krieg und mehr Gewalt.

Schlettweins Artikel erschien kurz vor dem Aufstandsausbruch und artikulierte Befürchtungen, die sich nur wenige Tage später bewahrheiten sollten. Seine Worte mögen rückblickend prophetisch anmuten: Allerdings dürfte es sich dabei eher um selbsterfüllende Prophezeiungen gehandelt haben, an deren Eintreten die Siedler nicht unbeteiligt gewesen waren. Die Siedler redeten der Gewalt das Wort, während die Regierung versuchte, Beutegier und Expansionsstreben der Siedler Zügel anzulegen und gewaltsame Konflikte mit den autochthonen Gruppen zu vermeiden. Mit Zeitungen wie den *Windhuker Nachrichten* (bis 1904 noch *Nachrichten des Bezirks-Vereins Windhuk*) oder der *Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung* hatte sich die Siedlerschaft Sprachrohre geschaffen, die es ihr ermöglichten, ihre bisweilen scharf oppositionelle Haltung gegenüber der offiziellen Politik und ihren Organen zu artikulieren. Aber wie anderweitig bereits dargelegt (Häussler/Trotha 2012b), handelte es sich *nur scheinbar* um Ausdrucksformen des Zivilgesellschaftlichen. Zwar glichen sie diesen insofern, als auch sie Formen freien bürgerschaftlichen Engagements waren, welche die offizielle Politik kritisch verfolgten, diese zu beeinflussen suchten und dabei immer wieder Topoi wie Demokratisierung oder Rechtsstaatlichkeit bemühten. Allerdings blieben solche Forderungen charakteristischerweise immer nur auf die Mitglieder der weißen Erobererschicht beschränkt, während im Umgang mit den »Eingeborenen« alle Rechtlichkeit suspendiert sein sollte. Dass die Siedler-Zeitungen immer wieder zu Krieg und Gewalt aufriefen, unterstreicht, wie wenig die Siedlerschaft als Zivilgesellschaft zu betrachten ist, und dies umso weniger, wenn man berücksichtigt, dass die Siedler es nicht nur bei Worten beließen, sondern selbst zur Gewalt schritten.

Die Rinderpest von 1896/7 bildete eine wichtige Zäsur in dem Besiedlungsprozess Südwestafrikas. Die Viehseuche raffte große Teile des autochthonen Viehbestandes dahin. Manch ein Chief soll dabei über 90% seines Bestandes verloren haben (Drechsler 1966: 119). Dies führte zu einer zwischenzeitlichen Verschiebung der Machtverhältnisse. Hatte der außerordentliche Rinderreichtum der Herero dafür gesorgt, dass die kapitalintensive Viehzucht wenig profitabel gewesen war, veränderte die Seuche die Lage. Viele Herero verloren ihre Lebensgrundlage, und ihre Häuptlinge sowie Großleute waren nicht mehr imstande, sie in dieser schweren Zeit zu unterstützen (Gewald 1999: 139). So blieb oft nur der

Weg in die Lohnarbeit bei weißen Dienstherrn (Bley 1968: 168). Angesichts dieser für die Weißen günstigen Entwicklung entschied sich manch ein Auswanderer, sein Glück in Südwest zu versuchen. Innerhalb weniger Jahre verdoppelte sich die Zahl der Siedler (ebd.: 176f.). Aber auch die Haltung die Neuankömmlinge wandelte sich. Die zahlenmäßig und wirtschaftlich erstarkten Weißen kehrten im Umgang mit der autochthonen Bevölkerung zunehmend einen ausgeprägten »Herrenmenschen«-Gestus hervor (Kaulich 2001: 247). Leutwein wies die vorgesetzten Stellen in Berlin wiederholt darauf hin, »daß mit zunehmender Zahl der Weißen im Schutzgebiet das Verhältnis zwischen Weißen und den Eingeborenen sich fortgesetzt verschlechtert hat«. ⁴⁴

Die koloniale Eroberung wird häufig als ein *gewaltsames Eindringen* in eine fremde Lebenswelt gefasst. Wolfram Hartmann (2007: 39) hat eindrucksvoll gezeigt, dass dieses Bild insofern besonders passend ist, als die deutsche Landnahme in Südwest über ihre gesamte Dauer hinweg von einem »highly predatory sexual behavior« der weißen Männer geprägt war. Sexuelle Gewalt gegen indigene Frauen war alltäglich, ja galt als normal (ebd.: 65, 67 [Anm. 98]). Was sich im Laufe der Zeit änderte, war vor allem der Umstand, dass in zunehmendem Maße auch Mitglieder angesehenen Familien zu Opfern wurden. ⁴⁵ Dies entspricht auch ganz der Logik des Rassismus, der keine »feinen Unterschiede« zulässt und keine Individuen kennt, sondern Gattungsexemplare, die im Prinzip austauschbar sind und denen jegliche soziale Besonderung verweigert wird. Warum sollte ein Siedler sich die Mühe machen (und wie sollte es ihm auch gelingen?), zwischen »gemeinen« Herero und Mitgliedern angesehenen Familien zu unterscheiden, wenn er in ihnen immer nur »Kaffer« erblickte? Das Leben von Indigenen war in so grundsätzlicher Weise entwertet, dass man ihnen alles antun konnte. ⁴⁶ Deshalb erstaunt es kaum, dass irgendwann die letzten Schranken fielen.

44 Leutwein an die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, 14.3.1904, BArch. R1001/2114, Bl. 106.

45 Die ausufernde sexuelle Gewalt war vormals ein Kriegsgrund und war es möglicherweise auch im Januar 1904, wie Hartmann zeigt. Es finden sich in den zeitgenössischen Darstellungen zahlreiche Hinweise darauf, dass die Übergriffe deutscher Soldaten und Siedler einen gewichtigen Grund für den bewaffneten Widerstand darstellten (Hartmann 2007: 65).

46 Wulf D. Hund (2006: 122) spricht in diesem Zusammenhang von einer »Auflösung aller gesellschaftlichen Unterschiede zwischen denen, die rassistischer Diskriminierung unterworfen werden«: »[Diese] sind nicht länger von einfacher oder vornehmer Herkunft, keine anständigen Frauen oder richtigen Männer, keine hilflosen Kinder oder würdigen Alten mehr, sondern gleichgemachte Repräsentanten einer angeblich natürlichen Unmittelbarkeit. [...] [D]er ihnen bereitete soziale Tod erlaubt es, sie als primitive und unzivilisierte Wesen zu begreifen und zu behandeln.«

Die Zunahme der Gewalt betraf alle Lebensbereiche.⁴⁷ Trutz von Trotha (1995: 535) geht davon aus, dass die Intensivierung des Zusammenlebens von weißer und schwarzer Bevölkerung auch zur Intensivierung der Gewalt führte, weil es für die Weißen nunmehr klarzustellen galt, wer fortan Herr und wer Knecht in der Kolonie sein sollte. Diese Erklärung reicht allerdings nicht aus.

Der Rassismus, der zunehmend alle Interaktionen prägte, war die Folge dessen, was die Siedler – teilweise zu Recht, teilweise zu Unrecht – als eine Umkehrung der Machtverhältnisse in der Kolonie deuteten. Auch wenn die absoluten Zahlen im Verhältnis zur Fläche des Schutzgebietes beinahe verschwindend gering blieben, war der relative Zuwachs der deutschen Bevölkerung um die Jahrhundertwende beträchtlich: Ihre Machtbasis weitete sich also tatsächlich aus. Das Zusammenleben wurde vor allem dadurch enger, dass sich immer mehr infolge der Rinderpest verarmte Herero bei der weißen Bevölkerung als Domestiken, Arbeiter oder Hirten anboten. Viele der Neuankömmlinge lernten so die »Eingeborenen« nicht mehr als eigenständigen Machtfaktor kennen (vgl. Bley 1968: 183), saßen dabei allerdings einer Täuschung auf, da die durch die Viehseuche eingetretenen Verhältnisse nicht von Dauer waren und sich die Herero-Gesellschaft alsbald wieder von den Auswirkungen der Rinderpest erholte.

Dass der Rassismus der Siedler immer aggressiver wurde und schließlich alle Lebensbereiche erfasste, verschärfte sich infolge der vermeinten Umkehrung der Machtverhältnisse. Auch falsche Annahmen können reale Folgen zeitigen. Weil sich die Eindringlinge immer stärker wähten und für die eigentlichen Herren im Lande hielten, brachten sie für die vermeintlich unterlegenen Herero nur noch Verachtung auf, nahmen sie sich im Umgang mit diesen immer mehr heraus und ließen schließlich alle Skrupel fahren. Auch hier zeigt sich, dass strukturelle Machtverhältnisse ein zentrales Element rassistischer Konstruktionen sind (Hund 2007: 24).

Ein weiterer Sachverhalt kommt hinzu. Wie Helmut Bley (1995: 142) gezeigt hat, spielten für die sich wandelnden Gewaltverhältnisse in DSW außerdem die Umstände eine Rolle, unter denen die Siedler Deutschland verlassen hatten. Während die ersten Siedler aufgebrochen waren, um in Übersee ihr Glück zu suchen, und dabei am Aufstieg orientiert waren, waren die Siedler, die sich ab der Jahrhundertwende aufgemacht hatten, vor der drohenden Proletarisierung im Deutschen Reich geflohen.⁴⁸

47 In Südwestafrica hat sich allein zwischen dem Berichtsjahr 1901/1902 und dem Ausbruch der Kriege 1904 die Zahl der verhängten Prügelstrafen verdoppelt (Müller 1962: 112), dann brachen die Ziffern ein, in erster Linie wohl deswegen, weil Kontakte zahlenmäßig abnahmen. Nach dem Krieg nimmt die Rate ihr Wachstum wieder auf.

48 Die zahlreichen verkrachten und devianten Existenzen, die es außerdem in die Kolonien verschlug, seien nur am Rande erwähnt. Dass sich die Weißen in so großer Zahl nicht als die »moralisch höher stehende Rasse« gezeigt

Die Furcht, welche die Siedler aus dem Reich mitbrachten, und ihr geschärftes Konkurrenzdenken bestimmten ihr Auftreten gegenüber der autochthonen Bevölkerung zweifellos mit – das teilweise kriminelle Geschäftsgebaren der fahrenden Händler war berüchtigt. Vor allem aber disponierte diese Furcht vor dem Abstieg die Neuankömmlinge in besonderer Weise, sich in den Rassismus zu flüchten. Max Weber (1990: 239) erkannte, dass die »ethnische Ehre« eine spezifische »Massenehre« darstellt, »weil sie jedem, der der subjektiv geglaubten Abstammungsgemeinschaft angehört, zugänglich ist«. Wie dem »poor white trash« in den amerikanischen Südstaaten, den Weber als Beispiel anführt, spendete die »Deklassierung der Schwarzen« auch den elendsten Deutschen in Südwest ein Minimum »soziale[r] ›Ehre‹« (ebd.).

Auch dem langjährigen Gouverneur Leutwein war nicht entgangen, dass sich die Spannungen zwischen weißer und autochthoner Bevölkerung über die Jahre verschärft hatten. In einer Stellungnahme bezüglich der Aufstandsgründe weist Leutwein darauf hin, dass in den vorangehenden Jahren mindestens sechs Fälle vorgekommen waren, in denen Weiße ohne erkennbaren Grund Herero »einfach über den Haufen geschossen« hatten; für die Weißen hatte es sich schlichtweg, so Leutwein, um einen »Kampf gegen eine minderwertige Rasse« gehandelt, zu dessen Behuf sie schließlich auch zu »Mord und Totschlag« gegriffen hatten.⁴⁹ Dies belegt eindrucksvoll, dass die Siedler kaum mehr vor etwas zurückschreckten. Am Vorabend des Krieges 1904 war die Situation der Herero drückend. In den Erinnerungen sticht die Allgegenwart von Prügeln und anderer Misshandlungen hervor, die unkontrolliert wucherten. Bei der Vernehmung durch britische Behörden gab Abraham Kaffer rückblickend an:

»We have never been able to understand the German ›Government« [...] because every German officer, sergeant, and soldier, every German policeman and every German farmer seemed to be the ›Government«. By this we mean that every German farmer seemed to be able to do towards us just what he pleased, and to make his own laws, and he never got punished. The police and the soldiers might flog us and ill-treat us, the farmers might do as they pleased towards us and our wives, the soldiers might molest and even rape our women and young girls, and no one was punished.«⁵⁰

und ihre Macht missbraucht hätten, führte Leutwein auf die negative koloniale Selektion zurück, die mit Praxis des »Abschiebens ungeeigneter Elemente aus der Heimat in das Schutzgebiet« einherging (Leutwein an Kolonialabteilung, 17. Mai 1904, BArch., R1001/2115, Bl. 64).

49 Schreiben Leutwein an Kolonialabteilung, 16.2.1904, NAN ZBU, D.IV.1.2: Herero-Aufstand 1904. Feldzug; Politisches. Bd. 4: Oktober 1904–Dezember 1905, Bl. 5.

50 Zit. n. Gewalt/Silvester 2003: 159.

Diese Aussage unterstreicht nicht nur die Häufigkeit von Misshandlungen, sondern weist auch darauf hin, wie weit die Aufweichung des Gewaltmonopols bereits vorangeschritten war. Aus Sicht der Ansiedler mochte der Staat im Alltag zu präsent sein und einseitig zugunsten der »Eingeborenen« eingreifen, aus Sicht der Afrikaner jedoch war der Staat gar nicht mehr auszumachen, und dies lag an der fortgeschrittenen Privatisierung der Gewalt.

Obgleich den Weißen im Umgang mit Indigenen nicht alles erlaubt gewesen sein mochte, kamen sie beinahe mit allem durch. Das lag zum einen daran, dass die Exekutive nicht einschritt, auch weil ihre Organe sich oftmals an den Übergriffen beteiligten. Wie Abraham Kaffer darlegt, wurden Herero auch und gerade von Polizisten und Soldaten misshandelt und missbraucht. Dass sich Polizisten oder Soldaten unter den Vergewaltigern befanden, hielt Herero oft genug davon ab, den Tätern Einhalt zu gebieten, wie Willem Christian betont (Silvester/Gewald 2003: 161). Untätigkeit ging immer wieder in Komplizenschaft über. Viele der überlieferten Übergriffe wie die offenbar gewohnheitsmäßigen »Jagden« auf indigene Frauen in Lagern und »Eingeborenwerften« wären ohne die Mitwisser-, wenn nicht Mittäterschaft des Wachpersonals gar nicht möglich gewesen.⁵¹

Dieser Sachverhalt wirft ein bezeichnendes Licht auf die »Nähe« zu den niedrigen Rängen der Schutztruppe, zu Mannschaften und Unteroffizieren, die von der weißen Bevölkerung immer wieder beschworen wurde.⁵² Dass die Truppenangehörigen derart »aus der Rolle fielen«, hing auch damit zusammen, dass viele von ihnen mit dem Gedanken spielten, sich nach dem Ablauf ihrer Dienstzeit dauerhaft im Schutzgebiet niederzulassen, und deswegen kein Interesse daran hatten, es sich mit ihren zukünftigen Nachbarn zu verscherzen (Bley 1968: 108f.); als prospektive Siedler machten sie sich wohl auch schon die Deutungsmuster der kolonialen Gesellschaft zu eigen.⁵³ Durch die Komplizenschaft verschwommen auf den untersten Ebenen der Verwaltung

51 In einem als »streng vertraulich« gekennzeichneten Bericht der Mission vom 19.5.1906 legt der Verfasser u.a. dar, wie »mehrere Weisse« zum Lager führen, in dem die Herero-Gefangenen untergebracht waren. Dort »fingen [sie] sich mit Wissen der Schutzwache drei Hererofrauen ein und nahmen sie als Weiber mit. Am nächsten Abend wurde im Dunkeln dieselbe Jagd wiederholt« (Archiv der Vereinten Evangelischen Mission (Wuppertal), RMG 2.660 6/05, Bl. 28.).

52 »Aus dem Schutzgebiet«, in: DSWAZ vom 1.3.1905, S.1.

53 »Die Zukunft Deutsch-Südwestafrikas. Beitrag zur Besiedlungs- und Eingeborenenfrage«, in: DSWAZ vom 8.3.1904, S. 1. Oskar Hintrager (1955: 84) erinnert sich, dass allein 1906 etwa 1000 aktive Schutztruppenangehörige angekündigt hätten, nach dem Ablauf ihres Dienstvertrages im Lande bleiben zu wollen.

jedenfalls vielfach die Grenzen zwischen Staat und (weißer) Bevölkerung.

Auch die Judikative schritt gegen dieses Treiben nicht ein. Alle Rechtsachen, die auch Weiße betrafen, fielen unter deutsche Gerichtsbarkeit. Aussagen von Afrikanern hatten vor Gericht kaum Gewicht, und die Richter sympathisierten mehr oder weniger offen mit ihren Landsleuten. Vollends der wachsende Einfluss von weißen Beisitzern, die den Richter überstimmen konnten, brachte es mit sich, dass der »Rassenhaß« fortan auch vor den »Schranken des Gerichts« keinen Halt mehr machte, wie Leutwein sich rückblickend ausdrückte (zit. n. Bley 1968: 177).

Dadurch war die afrikanische Bevölkerung vollends der Willkür und Gewalt selbst jedes einfachen Siedlers preisgegeben und konnte von keiner Seite auf Schutz rechnen. In dieser Situation griffen die Herero schließlich zu den Waffen. Samuel Kariko schildert die Umstände dieser folgenschweren Entscheidung:

»Our people were shot and murdered; our women were ill-treated; and those who did this were not punished. Our chiefs consulted and we decided that war could not be worse than what we were undergoing [...] yet we decided on war, as the chiefs said we would be better off even if we were all dead.«⁵⁴

In einem Brief an den Oorlam-Führer Hendrik Witbooi begründete auch Samuel Maharero seine Entscheidung, den Krieg gegen die deutsche Kolonialherrschaft aufzunehmen, im Hinweis auf »Misshandlungen« und erklärte, lieber sterben zu wollen, als weiter unter solchen Bedingungen leben zu müssen (Leutwein 1997: 468). Gewalt und Grausamkeit hatten sich in einem Maße verselbständigt, dass die Herero schließlich die »absolute Entscheidung« suchten (Trotha 1999a: 83).⁵⁵

In seinem Brief vom 6. März 1904 erinnerte Samuel Maharero Leutwein daran, dass nicht er, Maharero, sondern »die weißen Leute« den Krieg begonnen hatten, indem sie Herero getötet hatten (zit. n. Kuhlmann 1911: 66). Die privatisierte Gewalt hatte offenkundig eine politische Dimension angenommen. Manch einer, der lange genug im Lande gewesen war, wusste wohl nur zu genau, dass Misshandlungen und Vergewaltigungen unter den Herero einen »casus belli« darstellen konnten (Hartmann 2007: 65). Die metropolitane Öffentlichkeit hegte offenbar

54 Zit. n. Silvester/Gewald 2003: 95.

55 Es erstaunt, was sich auch subalterne Offiziere wie Oberleutnant Zürn bereits gegenüber den Notabeln der Herero-Gesellschaft herausnahmen. Zürn soll Samuel Maharero öffentlich in folgender Weise den Mund verboten haben: »Halte das Maul, du Schwein!« (zit. n. Gewalt 1999: 149). Zürn soll sich außerdem damit gebrüstet haben, »Eingeborenen«, die sich mit Klagen an ihn wandten, mit Ohrfeigen fortgejagt zu haben (ebd.).

den Verdacht, dass die Siedler, die sich im Nachhinein als Opfer inszenierten und vom Deutschen Reich volle Entschädigung für die Aufstandsschäden verlangten, zumindest eine Mitverantwortung an dem Aufstandsausbruch trugen.⁵⁶

Dass die Siedler die Eskalation eigenhändig betrieben und ein Interesse daran hatten, soll jedoch nicht bedeuten, dass ihre Provokationen Teil einer gezielten Strategie waren, den Krieg vom Zaun zu brechen. Ein Krieg kam ihnen zwar insofern entgegen, als er Gelegenheit bot, »reinen Tisch zu machen im ganzen Lande«⁵⁷ und die ersehnte »Neuordnung«⁵⁸ der Herrschafts- und Eigentumsverhältnisse herbeizuführen, vor welcher die Regierung Leutwein noch zurückgeschreckt war; aber auch wenn der Kampfeswille und die Widerstandskraft der Herero allgemein unterschätzt wurden, waren die individuellen Risiken eines einmal ausgebrochenen Aufstandes nur schwer abzusehen.⁵⁹ Vollends der Umstand, dass der tatsächliche Aufstandsausbruch die Deutschen wie aus heiterem Himmel traf, spricht kaum für die Annahme, dass die Siedler dieses Ziel bewusst verfolgt hatten, zumal dies der Siedlerschaft auch eine Geschlossenheit unterstellt, die schlichtweg nicht bestand, ganz im Gegenteil.

Zum einen entfaltete der Rassismus eine Eigendynamik, derer die Regierung schließlich nicht mehr Herr wurde. Je überlegener sich die Weißen wähnten, desto verächtlicher und aggressiver traten sie gegenüber den »Eingeborenen« auf, und die Untätigkeit des Staates ermutigte sie

56 Deswegen wurde den Entschädigungsansprüchen der Siedler wohl auch nur so zögerlich stattgegeben (»Aus dem Schutzgebiet«, in: *DSWAZ* vom 25.5.1904, S. 1). Bemerkenswerterweise wurde im Zuge der Debatten von Siedlerseite eingeräumt, dass es Fälle von Fehlverhalten gegenüber der indigenen Bevölkerung gegeben habe (Conrad Rust, »Der deutsche Reichstag und das südwestafrikanische Schmerzenskind«, in: *DSWAZ* vom 11.5.1904, S. 1), auch wenn man die Übeltäter auf einen Berufsstand, nämlich den der Händler, beschränkt wissen wollte.

57 »Der Aufstand«, in: *DSWAZ* vom 2.2.1904, 2. Beilage.

58 »Der Aufstand«, in: *DSWAZ* vom 19.1.1904, S. 1.

59 Der Preis der ersehnten »Neuordnung« schien freilich nicht allzu hoch. Selbst erfahrene Offiziere waren von den Ausmaßen, die der Aufstand schließlich annahm (Estorff 1979: 110), und der Verbissenheit sowie Tapferkeit des Gegners (z.B. Maercker 1908: 46) überrascht. Der in Outjo stationierte Offizier Conrad von Stülpnagel (1905: 9) hielt nach den ersten Aufstandsmeldungen einen gemeinsamen Aufstand der Herero noch für ausgeschlossen. Hinzu kommt noch, dass die Siedler sich in jeder Notlage auf den Staat und die Metropole verlassen zu können meinten. In diesem Sinne bezeichnete der spätere Gouverneur von Schuckmann die Landeskinde in Südwafrika als »ungezogen und anspruchsvoll« (zit. n. Bley 1968: 230). Es nähme kaum Wunder, wenn sich die Siedler auch mit Blick auf einen möglichen Aufstand und die damit verbundenen Kosten ganz auf Regierung und Metropole verließen.

nur, dabei immer weiter zu gehen. Indem die Behörden die Siedler gewähren ließen, sanktionierten sie deren Taten. Jede ungeahndet gebliebene Übertretung zog weitere, noch dreistere Versuche nach sich, und zwar so lange, bis schließlich der Tropfen fiel, der das sprichwörtliche Fass zum Überlaufen brachte und die Katastrophe eintrat. Der Weg dorthin war kleinschrittig, und es brauchte keine – gemessen an dem jedenfalls, was in der Kolonie als normal galt – großen, aufsehenerregenden Auslöser. Am Vorabend des Aufstandes kannten die Weißen offenbar kaum mehr Skrupel, und die Herero ahnten, dass eine Entspannung der Verhältnisse nicht in Sicht war, im Gegenteil. Zum anderen nahm sich das Treiben der Weißen mitunter derart dreist und risikoreich aus, dass es schon deswegen schwerfällt, ein planvolles, ›rationales‹ Handeln darin zu erblicken.⁶⁰ Es scheint wahrscheinlicher anzunehmen, dass hier Emotionen am Werk waren. Furcht und Misstrauen prägten die koloniale Gesellschaft – und stellten Handlungsbereitschaften und Motivationen für das gewaltsame Handeln bereit.

Furcht kann zur Flucht veranlassen. Nicht so im Falle der Siedler. Das verbot ihnen nicht nur ihr unbedingtes Überlegenheitsbewusstsein, sondern auch ihr spezifisches Ethos: Sie waren gekommen, um zu bleiben, und daher nicht gewillt, auch nur einen Fußbreit vor den »Eingeborenen« zurückzuweichen. Da die meisten ihren gesamten Besitz und die Arbeit von Jahren in das koloniale Abenteuer investiert hatten, waren die Kosten dieser Exit-Option schlicht zu hoch, um sie ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Da Flucht im eigentlichen Sinne ausschied, blieb nur die Flucht ›nach vorne‹, und zwar in Form von präventiver Gewalt, um so den »Eingeborenen«, die selbst nur auf eine günstige Gelegenheit zum Zuschlagen zu warten schienen, wenigstens zuvorkommen. Die Gewaltakte der Siedler richteten sich unmittelbar und in erster Linie gegen die »Eingeborenen«, aber mittelbar immer auch gegen die verhasste Obrigkeit. Dabei spielte das *Kalkül*, die Regierungspolitik zu hintertreiben, nicht unbedingt eine Rolle. Durch die Gewalt gewannen sie das Gefühl der Handlungsmacht zurück, vergewisserten sich ihres Herrentums und waren nicht länger die unmündigen Untertanen, als welche die Obrigkeit sie behandelte.

Die Verbreitung und Gleichförmigkeit des Gewalthandelns ging nicht zwingend auf entsprechende Verabredungen (o.ä.) zurück, obgleich Formen der Komplizenschaft durchaus vorkamen. Die Zeitungen bildeten

60 Der Missionar Jakob Irle berichtet in dem Artikel »Noch ein Wort zum Herero-Aufstand« (in: *Der Reichsbote* vom 22.3.1904, BArch. R1001/2113, Bl. 87) von »Ungerechtigkeiten« und »noch ganz andere[n] Dinge[n] vonseiten so mancher Weißen«, die den Herero »nicht allein allen Respekt gegen die Weißen nehmen, sondern sie auch mit bitterem Haß gegen dieselben erfüllen mußten«. Wenn das Vorgehen der Weißen »unerhört« war, dann war es wohl auch gefährlich.

ein Sprachrohr für spezielle Akteure der »uncivil society«, die sich als »Angstunternehmer« (Greiner 2015) bezeichnen ließen und als solche immerfort die Gefahren beschworen, die von den »Eingeborenen« ausgingen, die Furcht der anderen Weißen schürten und unermüdlich Gewalt propagierten – und damit weite Teile der Siedlerschaft erreichten, deren Sorgen sie artikulierten.

Wenn die Siedler die koloniale Landnahme scheinbar nüchtern als »Vergewaltigung« verstanden und der Sache nach erklärten, dass unter den gegebenen Umständen nur Macht Recht sein könne, sprachen sie ganz unverhohlen die Regellosigkeit an, welche die Außenbeziehungen der kolonialen Gesellschaft bestimmte. Zwar legten die Kolonialherren großen Wert auf die Unterscheidung von Binnen- und Außenverhältnissen und die jeweils geltende (oder gerade nicht geltende) Moral, aber manches spricht dafür, dass diese Unterscheidung weit brüchiger war, als ihnen lieb sein konnte. Anders gesagt: Die Anomie der *frontier*-Situation warf ihren Schatten auch auf die koloniale Gesellschaft selbst. Penny Russell (2010: 84ff) zeigt am Beispiel australischer Goldgräber, die sich mitnichten nur aus verkrachten Existenzen der britischen Gesellschaft zusammensetzten, wie in diesem Klima der Anomie und der scharfen Konkurrenz Misstrauen und Gewalt gediehen und der kolonialen Gesellschaft ein Antlitz verliehen, das mit dem verblasenen Selbstbild der Kolonisatoren nicht mehr ohne weiteres übereinzubringen war. In Südwest wurde die »Rassensolidarität« wohl vor allem deswegen beständig beschworen, weil die Weißen es untereinander gerade an jeder Solidarität vermissen ließen. Nachdem der Aufstand einmal ausgebrochen war und die Furcht sich als begründet erwiesen hatte, kannte das Misstrauen der Siedler gar keine Grenzen mehr. Es richtete sich nacheinander gegen alle vermeintlich unsolidarischen Untergruppen von Weißen: gegen die Missionare, die mit den Herero angeblich gemeinsame Sache gemacht hatten, gegen die Briten, die den Aufständischen angeblich die Waffen geliefert hatten, gegen die Buren, die es schon lange auf Südwestafrika abgesehen hatten, oder die Offiziere aus dem Reich, die den Siedlern angeblich in den Rücken fielen (Häussler/Trotha 2012b: 304f.); es richtete sich außerdem gegen die vermeintlich kriminellen italienischen Bahnarbeiter, und die Juden wie überhaupt gegen alle Fremden, aber auch und gerade gegen die eigene Regierung und die Metropole.⁶¹ Niemand war vor diesem Argwohn gefeit. Die koloniale Gesellschaft war zerstritten und ihre Binnenbeziehungen von einem tiefen Misstrauen geprägt. Die

61 Z.B. »Eingesandt«, in: DSWAZ vom 15.3.1904, S. 3. Die DSWAZ druckte kommentarlos die Besprechung resp. das zustimmende Referat einer antisemitischen Hetzschrift des Alldeutschen Kurd von Strantz durch einen hochrangigen Verwaltungsbeamten; die Besprechung trägt den Titel »Unliebsame Staatsbürger« (»Eingesandt«, in: DSWAZ vom 18.8.1906, S. 2).

»Prozeßsucht« der Südwestler war im Reich berüchtigt (Schmidt-Laubert 2004: 227).⁶²

Wenn Angelina Godoy (2006: 122) mit Blick auf Lateinamerika feststellt: »Collective action, therefore, is born not only of solidarity, but also at times of mistrust«, trifft dies auch auf den vorliegenden Fall zu. Die Furcht und die auf sie zurückgehenden (gewalttätigen) Bewältigungshandlungen bilden den Kitt, der die lose aggregierten Individuen zu einer – vor allem »ethnisch« bestimmten – Gemeinschaft zusammenschloss. Angesichts des verallgemeinerten Misstrauens fungiert der »Rassenkampf« als das letzte, ja vielleicht *einzig* einigende, vergemeinschaftende Band, das die Angehörigen der kolonialen Gesellschaft zusammenschließt. Die Worte von Godoy (ebd.) Informantin: »What else do we have left?«, könnten ebenso gut von einem Siedler in Südwest stammen. Die Gewalt gegen die »Eingeborenen« half, die Furcht zu bewältigen, und bot zugleich die Möglichkeit, Gemeinschaft herzustellen.

Die Aussagen von Herero verdeutlichen, dass die Privatisierung der Gewalt und die zunehmende Aggressivität der Siedler die Lage im Schutzgebiet und ihre Wahrnehmung durch sie selbst nicht unerheblich mitbestimmt hatte, und unterstreichen somit, wie sehr die Siedler als selbständiger Motor der kolonialen Expansion zu betrachten sind. Deren Handeln fiel dadurch mehr und mehr ins Gewicht, dass der Staat ungeachtet seines formellen Dominanzanspruches zu schwach war, um seine weißen Untertanen wirksam zu kontrollieren und ihrem Treiben Einhalt zu gebieten. Leutwein stellte rückblickend fest, dass die Regierung der Aggressivität und Skrupellosigkeit der Siedler gegenüber, die auch vor »Mord und Totschlag« nicht zurückschreckten, »machtlos« gewesen sei.⁶³ Gegenüber dem Missionar Kuhlmann, der lange Zeit unter den Herero gelebt hatte und Otjiherero sprach, bekundeten die Aufständischen

62. Das staatliche Gewaltmonopol war erheblich aufgeweicht und auf die Mitglieder der weißen Erobererschicht ausgeweitet, aber von einer Auflösung desselben soll deswegen nicht die Rede sein, weil dieses in weiten Teilen der Binnenverhältnisse der Weißen noch Bestand hatte. Die »Prozeßsucht« belegt (Bley 1968: 243), dass in diesen Fällen nicht zur Selbsthilfe gegriffen, sondern auf staatliche Streitregelungsverfahren rekuriert wurde. Die Aufweichung des staatlichen Gewaltmonopols betraf vornehmlich die Außenbeziehungen der Mitglieder der kolonialen Gesellschaft zu »Eingeborenen«. Dabei war es nur ersteren erlaubt, zur Gewalt zu greifen, denn Selbsthilfe der »Eingeborenen« wurde unter keinen Umständen geduldet und von den Behörden stets schwer bestraft. Wurde etwa ein Weißer getötet, wurden drakonische Strafen verhängt, oftmals gegen mehrere Indigene zugleich. Umgekehrt freilich blieben Mord und Totschlag, die Weiße an Afrikanern verübten, allzu häufig ungesühnt.

63. Vgl. Leutwein, 16.2.1904 (NAN ZBU D.IV.1.2, Bd. 4: Bl. 5f.).

vielfach ihre »Erbitterung über die Gewalttätigkeiten«, die Erniedrigungen und die Kränkungen, die sie von Seiten der Weißen zu erleiden gehabt hatten (Kuhlmann 1911: 52f.), und betonten:

»Der Herr Gouverneur ist ein guter Mann, gegen ihn haben wir nichts; aber er sitzt unter dem Willen der Händler und anderer; und er muß tun, was sie wollen. Die Händler waren es, die vor dem Kriege herrschten.«

Die Händler waren die Protagonisten *par excellence* der eigenständigen Siedler-Expansion, deren ureigenes Element die *frontier*-Situation im Schatten der Staatlichkeit war. Außerhalb der weißen Siedlungen suchten die Händler die Nähe zur afrikanischen Bevölkerung, um sich anhand oft betrügerischer und gewalttätiger Geschäftspraktiken an dieser zu bereichern. Viele der Ansiedler, die erst das nötige Kapital für einen Farmbetrieb erwerben mussten, begannen ihre Südwester Karriere als Händler. Aber auch über dieses Betätigungsfeld hinaus ließen Siedler wenig unversucht, den Staat zu unterhöhlen, was nicht zuletzt durch die Vereinnahmung der unteren Dienststränge von Militär resp. Polizei gelang.

Wenn der Kolonialdirektor Oscar Stübel am 19. Januar 1904 vor den Reichstag trat und hinsichtlich der möglichen Beweggründe des Herero-Aufstandes erklärte, dass sich die Herero nach der Zeit vor der deutschen Okkupation sehnten, in der sie noch »vollkommene Freiheit, Ungebundenheit und Zügellosigkeit« genossen hätten, und dass sie stets »Gegner der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, die wir ihnen doch schließlich aufzwingen müssen«, gewesen seien, handelt es sich um eine Verkehrung der Tatsachen.⁶⁴ Unter Umständen traf Leutweins Behauptung sogar zu, dass die Herero die Autorität des deutschen Staates durchaus anerkannt hätten, nicht aber die Autorität jedes einzelnen Siedlers (Bley 1968: 121). Der Zustand freilich, dass indigene Gruppen Teile ihrer Souveränität behielten und weiterhin unter Waffen standen, konnte im Lichte des Anspruchs auf Staatlichkeit nur temporär sein. Dennoch war es an vorderster Stelle die *weiße* Bevölkerung, die diesen Anspruch hintertrieb und das Schutzgebiet schließlich ins Chaos stürzte. Auch und vor allem wegen der Siedler scheiterte der Kolonialstaat an seinem Versprechen auf Recht und Ordnung. Auch weil sich die Regierung eben nicht überzeugend als Autorität oberhalb partikularer Gruppen und ihrer jeweiligen Interessen profilieren konnte, wie Leutwein vorgab (Bley 1968: 115), sahen die Herero schließlich keinen anderen Ausweg mehr als den bewaffneten Aufstand.

Zweifellos war der Staat in vielen Belangen zu schwach, um seine weißen Untertanen zu kontrollieren, aber vielleicht war er auch nicht immer

64 StBR, 19.1.1904, 14.Sitzung, S. 363a–b.

willens, dies zu tun. An Warnungen hatte es jedenfalls nicht gefehlt.⁶⁵ Das Problem war bekannt (z. B. Gewalt 1999: 105), und aufgrund des strukturellen Vorrangs der Exekutive in der Kolonie hätte Leutwein als Gouverneur durchaus Möglichkeiten gehabt, einzuschreiten.

Möglicherweise stellte Leutweins Nachsicht auch die Kehrseite seiner Politik dar: Weil er die zentrale Forderung der Siedler, die autochthonen Gruppen zu unterwerfen, schon mit Blick auf seine »Sparpolitik« ablehnte, war die Nachsicht der Behörden vielleicht ein notwendiges Zugeständnis, um die Siedler nicht ganz zu verprellen; man darf schließlich nicht vergessen, dass die südwestafrikanische Landnahme in allererster Linie ein *Siedlungsprojekt* war und auf die »Schaffung einer von den Weißen bevölkerten Kolonie« zielte, wie Leutwein selbst schreibt (1997: 271). In diesem Falle träfe sogar Lothar von Trothas Vorwurf zu, dass Leutweins Politik ein »Schaukelspiel« darstellte.⁶⁶

Aus dem Sturm der Entrüstung, den Lothar von Trotha mit der (Wieder-) Einführung bestimmter Praktiken unversehens auslöste, lässt sich umgekehrt erschließen, dass Leutwein zuvor die »rassenpolitischen« Imperative verstanden und vor allem gebührend berücksichtigt haben musste. Vielleicht teilte Leutwein die Auffassung, dass sich die Herrschaft der Wenigen nur schwer aufrechterhalten ließ, wenn man diesen kein höheres Prestige und bestimmte Herrenrechte einräumte; vielleicht teilte er auch die Auffassung, dass die Mitglieder der kolonialen Gesellschaft – ungeachtet aller Unterschiede und Spannungen – letztendlich »im selben Boot« saßen, spätestens dann, wenn der Ernstfall eintrat, und vielleicht sah auch er in der Gewalt »von unten« ein unliebsames, aber unvermeidliches Ventil der Furcht, die auch den Spitzen von Verwaltung und Militär nicht fremd sein konnte.

Der Widerstand der Herero

Die Grenzen zwischen kolonialer Gesellschaft und Staat verschwommen, und dies sollte erst recht für die erste Phase des Krieges gelten. Noch das »verworfenste« Mitglied der kolonialen Gesellschaft trat den »Eingeborenen« gegenüber als Herr auf und maßte sich gleichsam hoheitliche Rechte an; derweil machten die Organe der Exekutive oft genug gemeinsame Sache mit den Siedlern, die Gerichte schritten nicht ein und die Regierung erklärte sich für »machtlos«. Dieses Verschwimmen blieb

65 Der Offizier Ludwig von Estorff warf Leutwein vor, die Spannungen unterschätzt zu haben, und der Missionar Jakob Irle (1906: 343) beklagte, dass die Herero insbesondere zwischen 1898 und 1903 »bedrückt« gewesen seien und Leutwein ihre Klagen zwar vernahm, aber tatenlos blieb.

66 Eintrag 1.7.1904, TA 122/15.

nicht folgenlos, wie folgende, von Missionar Eich überlieferte Unterhaltung mit einem Herero namens Johannes aus den ersten Tagen des Aufstandes verdeutlicht:

»Ich [Eich, MH]: Dann solltet ihr aber auch offenen Krieg gegen die Soldaten führen u[nd] nicht alle Unschuldigen töten. Er [Johannes, MH]: Alle sind Deutsche, da machen wir keinen Unterschied [...].«⁶⁷

Johannes' Replik verdeutlicht, dass in der Erfahrung der Herero die Differenz von staatlichen Amtsträgern und Privatpersonen, oder besser: von »Zivilisten« und »Kombattanten«, längst hinfällig geworden war; für sie bestand keine Veranlassung mehr, diesen Unterschied noch zu machen, und sie gingen auch und vor allem gegen die (vermeintlich) »Unschuldigen« vor.

Der Kampf »gegen [die] deutsche Fremdherrschaft als solche« (Erdmann 1904: 10) schloss ein, der deutschen Besiedlung ein Ende zu setzen. Welche näheren Umstände auch immer zu dem Aufstandsausbruch geführt haben mochten, war Führern wie Samuel Maharero nur allzu bewusst, dass dieser Krieg im Unterschied zu früheren strategisch nicht begrenzt bleiben würde resp. könnte. Ungeachtet der gewalttätigen Maßnahmen auf taktischer Ebene waren die Ziele, welche die Aufständischen verfolgten, denkbar radikal. Sie visierten einen Totalsieg an, um die Deutschen auf möglichst breiter Front zu schlagen und aus dem Land zu vertreiben, weswegen Samuel Maharero auch versuchte, Allianzen mit Gruppen anderer Ethnien zu schließen. Die Tötung männlicher Siedler deutscher Nationalität sowie Raub und Zerstörung von deren Eigentum waren Bestandteile dieser Kriegführung, die freilich nicht allein von militärstrategischen Sachzwängen bestimmt war, sondern auch eine emotionale Komponente besaß, die zu erörtern sein wird.

Ungeachtet der Tatsache, dass sich die Kriegführung der Herero aus den kolonialen »Gewaltverhältnissen« ergab resp. diesen entsprach, erbitterte diese die Deutschen aufs Schwerste. Der Ansiedler Conrad Rust schreibt über die Herero und ihre Überfälle:

»Sie kamen, Freundschaft und Frieden heuchelnd, gleich Tigern und Hyänen herangeschlichen und mordeten, schändeten, raubten und vernichteten in frivolster Weise, unbarmherzig, ohne Gnade. Ja, in den Folterplänen offenbart sich mehr wie Bestialität, es kennzeichnet teuflische Niedertracht! Und das ist's, was uns hier ausrufen läßt: Auge um Auge, Zahn um Zahn!«⁶⁸

67 Tagebuch Missionar Eich, Eintrag 15.1.1904, BArch. N/1783/1, Bl. 6.

68 Conrad Rust, »Der deutsche Reichstag und das südwestafrikanische Schmerzenskind«, in: *DSWAZ* vom 11.5.1904, S. 2f..

Ob die Siedler sich nun tatsächlich schuldlos wähten oder nur wussten, welche Klaviatur sie zu spielen hatten: Sogleich stilisierten sie die Herero zu »Bestien«, indem sie deren Bemühen um Einhegung der Gewalt geflissentlich übergingen, und erklärten die kriegesischen Akte zu »Mord« und »Raub«. Umgehend erklang der Ruf nach Vergeltung, und zwar weit über die Grenzen der Kolonie hinaus – kaum ein Kriegsteilnehmer echauffierte sich in seinen Memoiren nicht darüber, dass (vor allem) »Zivilisten« zu Opfern der Überfälle geworden waren. Insbesondere Militärs, die anlässlich des Krieges in die Kolonie kamen und mit den Verhältnissen nicht vertraut waren, sahen in den Überfällen nur den Beweis der angeblichen »Bestialität« der Herero. Der allseits geteilte Rassismus stellte einen günstigen Nährboden für die abstrusesten »Räuberpistolen« dar. Die Überfälle beflügelten die Phantasie der Soldaten, und bald machten erwiesenermaßen unzutreffende Schauergeschichten die Runde, die gegen jede Widerlegung resistent waren. Wenn jedenfalls vermeintlich wehrlose deutsche Zivilpersonen »überfallen und totgeschlagen oder grausig geschlachtet«, Frauen vergewaltigt und Kinder ermordet wurden, wie man es sich erzählte, war für die Soldaten »an Schonung, an Mitleid«, nicht mehr zu denken.⁶⁹

Entscheidende Aspekte des Krieges bleiben notgedrungen im Dunkeln. Es ist zu beklagen, dass kaum Quellen vorliegen, die Aufschluss darüber gewähren, wie sich die Herero – oder Teile derselben – zum Loschlagen entschieden, wie sie sich untereinander abstimmten, wie sie ihr Vorgehen planten, welche Erwartungen sie daran knüpften oder welche Chancen sie sich dabei ausrechneten. Da sich über diese Fragen nur spekulieren lässt, ist eine erschöpfende Darstellung der Kriegsführung der Herero kaum möglich – und auch an dieser Stelle nicht beabsichtigt. Die folgenden Überlegungen begnügen sich vielmehr damit, diejenigen Aspekte festzuhalten, die für den Gewaltprozess von besonderer Bedeutung waren. Auch sie kommen freilich nicht ganz ohne Spekulation aus, auch und gerade mit Blick auf die (möglichen) Gründe des Scheiterns der Herero. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich damit, wie die koloniale

69 Die Zitate stammen aus den Erinnerungen des Freiherrn von Erffa (1905: 55f.); dieser schreibt weiter (ebd.: 56): »Und was hatten die Patrouillen gesehen! Überall verstümmelte Leichenreste! Dort hatten die Bestien nach Ermordung der Männer die Frauen vergewaltigt und dann wie Hammel ausgeschlachtet, die eine immer das Schicksal der anderen beobachten lassend! Patrouillen fanden die Leichenteile als Dörrfleisch an die Bäume gehängt: herausgeschnittene Brüste, Arme, Beine. Dort wieder hatten die Hereroweiber halbwüchsige Jungen mit Messern verstümmelt und sie so liegen und sie verbluten lassen!« Diese »Berichte« von angeblichen Greueln waren zum allergrößten Teil frei erfunden (vgl. dazu Krüger 2004) und wurden schon früh widerlegt, aber dadurch nicht aus der Welt geschafft.

Gesellschaft auf die Angriffe der Herero reagierte und wie der Krieg sehr bald in eine Spirale der Gewalt und Gegengewalt mündete.

Herero greifen zu den Waffen

Vom 12. Januar 1904 an nahmen die verschiedenen Herero-Gruppen sukzessive Kampfhandlungen gegen die deutschen Kolonialherren auf. Der Umstand, dass der Norden des Schutzgebietes zwischenzeitlich von aktiven Truppen entblößt war – die zweite Feldkompanie unter Hauptmann Franke war am 25. Dezember 1903 zur Niederwerfung der Bondelzwart in den Süden der Kolonie beordert worden –, bildete wohl den unmittelbaren Anlass für das Losschlagen. Welches die vornehmlichen Gründe des Aufstandes waren, ist im Vorhergehenden dargelegt worden. Den Aufstandsausbruch auf einzelne Ereignisse oder Maßnahmen zurückführen zu wollen, greift zu kurz.⁷⁰ Ausschlaggebend dürfte eine umfassende Krisenstimmung unter den Herero gewesen sein, die sich mit jedem »Nadelstich« seitens der Weißen verschärfte. Schon Bley (1968: 173ff) stellte klar, dass die Steigerung der effektiven Siedlerzahl bis Ende 1903 unerheblich und die Landfrage zu diesem Zeitpunkt nicht akut war, und ging zu Recht davon aus, dass nicht so sehr »objektive«, als »sozial-psychologische« Gründe den Ausschlag für den Aufstand gaben.⁷¹ In jüngerer Zeit legte Jan-Bart Gewald (1999) in seiner Untersuchung der Eskalation dieses Konflikts ein besonderes Augenmerk auf die aktive Rolle der kolonialen Gesellschaft und rückte deren nicht selten paranoide Interpretationen und Wahrnehmungen in den Mittelpunkt der Betrachtung (Gewald 1999: 142). Gewald geht dabei jedoch noch einen Schritt weiter und führt den Kriegeausbruch vor allem auf das aggressive, erratische Verhalten besonders eines Subalternoffiziers, des Oberleutnants Zürn, zurück, dessen Wirkungsstätte fatalerweise Okahandja, also der Ort war, an dem sich der Sitz des Oberhäuptlings der Herero,

70 Genannt werden immer das kriminelle Geschäftsgebaren der Händler (z.B. Kuhlmann 1911: 52), das sich durch die eigentlich zum Schutze der autochthonen Bevölkerung am 1. November 1903 in Kraft getretene Kreditverordnung noch verschärfte (Bley 1968: 181), oder die Landfrage, die dadurch an Aktualität gewann, dass am 8.12.1903 Reservatsgrenzen verkündet worden waren.

71 Bley legt dar, dass die Regierung keine Offensive in der Landfrage betrieb: Bis 1903 seien noch nicht einmal 10% des für den Verkauf freigegebenen Stammeslandes verkauft gewesen (Bley 1968: 175). Auch habe unter den Herero keine akute Landnot bestanden (ebd.). Wichtiger sei die symbolische Wirkung etwa des Eisenbahnbaus gewesen, die – unabhängig von den tatsächlichen Verhältnissen – eine Krisenstimmung heraufbeschwor, die sich dann in Gewalt entlud.

Samuel Maharero, befand (ebd.: 191). Gewalt geht somit auch davon aus, dass die Deutschen – nicht die Herero – den Krieg begannen, und widerspricht auch der geläufigen Annahme, dass die Herero den Aufstand von langer Hand geplant hätten.

Wenn es zutrifft, dass der Aufstand nicht geplant war, sondern dass er sich mehr oder weniger situativ ergab, bedeutet dies auch, dass der »Aufstand der Herero« zunächst der Aufstand des Häuptlings von Okahandja war, der sich an seinem Sitz gegen deutsche Übergriffe zur Wehr setzte, und dass der Aufstand erst allmählich zum Aufstand *der Herero* wurde, indem Maharero gleichsam in einem zweiten Schritt und in seiner Eigenschaft als Oberhäuptling die anderen Häuptlinge dazu bewegen konnte, sich ihm anzuschließen.

Eine solche Lesart könnte zwar die teilweise erheblichen Verzögerungen erklären, mit denen die einzelnen Häuptlinge den Kampf aufnahmen (vgl. dazu auch Kapitel 3), in entscheidenden Hinsichten erscheint sie jedoch wenig plausibel. Maharero hatte selbst mitangesehen, wie es Häuptlingen oder Großleuten ergangen war, die sich, mehr oder weniger auf sich allein gestellt, gegen die deutsche Herrschaft erhoben hatten. Man könnte ohne Übertreibung sagen, dass er seinen Aufstieg dem Umstand verdankte, dass Rivalen wie Nikodemus Kavikunua unvorsichtig genug gewesen waren, auf sich gestellt dem Deutschen Reich die Stirn zu bieten. Maharero war machtbewusst und vorsichtig genug, kein solches Wagnis einzugehen, ohne sich vorher zumindest der grundsätzlichen Bereitschaft anderer Häuptlinge versichert zu haben, ihm im Ernstfall beizustehen.⁷² Umgekehrt muss man auch bedenken, dass ein Aufstand des Oberhäuptlings leicht auf alle Herero zurückfallen konnte und daher von vornherein eine Dimension besaß, die eine einsame und spontane Entscheidung Mahareros ausschloss, erst recht in einer Gesellschaft, die so stark auf Konsens abstellte wie die Herero-Gesellschaft.⁷³ Wohl nicht

72 Offenbar wollte Maharero selbst den Krieg nicht, sondern wurde seinerseits erst dazu gedrängt. Zeitgenössische Quellen sprachen verschiedentlich von Spaltungen innerhalb der Herero-Gesellschaft und machten eine Kriegspartei als treibende Kraft des Aufstandes aus, ohne allerdings Aufschluss über die genauen Zusammenhänge und Hintergründe zu geben (z.B. »Der Aufstand«, in: *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* vom 29.6.1904, S.1).

73 Bereits auf der Ebene der Häuptlinge, deren Herrschaft in stärkerem Maße institutionalisiert und anerkannt war als die des Oberhäuptlings, wurden alle wichtigen Entscheidungen mit dem Ältestenrat beraten, der ein Veto-Recht besaß (Gibson 1952: 149); stets wurde also ein Konsens gesucht (Henrichsen 2011: 232). Nicht zuletzt aufgrund der Unabhängigkeit der lokalen Headmen statuierten die politischen Entscheidungen nie nur den Willen des Entscheidungszentrums, sondern drückten immer die Übereinstimmung aus, die auf den verschiedenen Ebenen zu erzielen gewesen war (vgl. Trotha 1994: 243). Gruppen wie Individuen besaßen die Freiheit, ihrem

zu Unrecht wurden die ungewöhnlichen Versammlungen, die im Jahre 1903 von den Herero-Granden abgehalten wurden und schon damals den Argwohn der Weißen weckten, im Nachhinein mit dem Aufstand in Verbindung gebracht (Pool 1991: 20). Man braucht zwar nicht davon auszugehen, dass der Aufstand im Einzelnen geplant war, wird aber annehmen dürfen, dass er im weiteren Kreis der Herero-Häuptlinge und Großleute erörtert und grundsätzlich gebilligt worden war.

Im gegenwärtigen Zusammenhang verdient ein weiterer Sachverhalt Aufmerksamkeit. Obwohl der Oberhäuptling die anderen Häuptlinge zum Kampf aufrief: »Ich kämpfe, tötet alle Deutschen!« (zit. n. Nuhn 1989: 58), zögerte manch einer von diesen, sich ihm anzuschließen, so dass manchenorts Tage, wenn nicht Wochen, verstrichen, bis die Initiative ergriffen wurde, und der Vorteil der Überraschung unwiederbringlich dahin war.⁷⁴ Deswegen erscheint es angezeigt, die Gründe für die Niederlage der Herero – falls sie gegen einen strategisch so überlegenen und gleichzeitig zu allem entschlossenen Gegner überhaupt eine realistische Chance besaßen – in ihrer politischen und sozialen Organisation zu suchen, die sich sowohl auf taktischer, als auch auf strategischer Ebene ungünstig für die Herero auswirkte. Zwar gibt es durchaus Beispiele von akephalen Gesellschaften, die staatlichen Gegnern erfolgreich trotzten oder trotzen, man denke nur an Afghanistan, aber die Herero zählen letztlich nicht dazu.

Die ersten Angriffe trafen die Kolonialherren völlig unerwartet. Der wohl größte Vorteil der Herero lag in der Überraschung, und mitunter nutzten sie diesen Vorteil auch aus (Bridgman 1981: 68). Nur ein Zehntel der deutschen Verluste waren Angehörige der Schutztruppe; die Überfälle trafen vor allem Farmer und Händler. Frauen und Kinder wurden – wie nichtdeutsche Weiße – in aller Regel geschont und sogar sicher zu nächstgrößeren deutschen Siedlungen geleitet. Geschickt verbargen die Angreifer ihre feindseligen Absichten und hatten umso leichteres Spiel mit den Zielpersonen. Auch Hendrik Witbooi bediente sich knapp ein Dreivierteljahr später, als er den Kampf gegen die Deutschen aufnahm, ähnlicher Methoden, indem er den Hausangestellten auftrug, ihre Dienstherrn nötigenfalls im Schlaf zu töten (Menzel 2000: 184f.). Vielfach ist belegt, dass selbst Angriffe auf einzelne Personen mit äußerster

jeweiligen Herrn die Gefolgschaft aufzukündigen (Gibson 1952: 129). Unzufriedene Headmen konnten mit ihrer gesamten Gefolgschaft wegziehen, sich einem anderen Häuptling anschließen oder selbständig machen. Ein Häuptling musste tatenlos dabei zusehen, wie seine Gefolgschaft ihn im Stich ließ; er verfügte über keinen Erzwingungsstab und keine Zwangsgewalt, um sie zur Erfüllung seines Willens zu bringen (Vivelo 1977: 135).

- 74 Die Lapidarität des Befehls, der ohne jede Erklärung und Begründung auskommt, spricht dafür, dass der Befehl nur noch den Zeitpunkt kundtun sollte einer Aktion, die im Grundsatz längst erörtert und beschlossen war.

Vorsicht vorbereitet und durchgeführt wurden; Täuschungsmanöver wurden auch dort noch ersonnen, wo sich die Angreifer in erdrückender Überzahl befanden (z.B. Rust 1905: 67, 99).

Vor allem durch die Überfälle auf Geschäfte konnten sich die Herero mit Ausrüstung und Proviant für die weiteren kriegesischen Unternehmungen versehen. Was sie dort zusammenraffen konnten, stand allerdings in keinem Verhältnis zu dem, was sie in den Magazinen der Garnisonen und Festungen vorgefunden hätten. Denn diese waren mit Proviant für ein Jahr ausgestattet (Schwabe 1907: 45), wobei allein in Omaruru 50.000 Patronen »Modell 88« und 70.000 Patronen »Modell 71« lagerten (Rust 1905: 35), wie die Herero offenbar wussten (Kuhlmann 1911: 23). Aus den Briefen an die Kapitäne Hendrik Witbooi und Hermanus van Wyk geht deutlich hervor, dass Maharero um die strategisch bedeutsamen Ziele wusste und wohl auch die Absicht hatte, die Städte Windhoek und Swakopmund zu erobern (Silvester/Gewald 2003: 102).⁷⁵ Dennoch wurden nur kleine Militärstationen angegriffen, von denen vier überrannt werden konnten (Leutwein 1997: 467), während ernsthafte Versuche, die Festungen und Städte zu erstürmen, unterblieben. Möglicherweise verloren die Herero den Krieg schon in den ersten Stunden,⁷⁶ weil sie es verpassten, die für einen finalen Sieg notwendigen Bedingungen zu schaffen: die Infrastruktur der Kolonie, zu der auch die Städte zählten, zu zerstören oder in die eigene Gewalt zu bringen. Dass die Herero wider besseres Wissen davon absahen, ist erklärungsbedürftig.

Die hier vorgeschlagene Erklärung hebt auf einen Zusammenhang von politischer sowie sozialer Organisation auf der einen Seite und von Kriegführung auf der anderen Seite ab. Die Herero-Gesellschaft war eine akephale Gesellschaft, in der die Autorität außerhäuslicher Instanzen wenig ausgeprägt und die Zentralisierung der Herrschaft nur schwach

75 Swakopmund war die Verladestelle allen Nachschubs und aller Verstärkungen im Norden der Kolonie. Von dort aus führte die Bahnlinie ins Landesinnere bis zur Hauptstadt Windhoek. Wie wichtig die Bahn für die Kolonie und ihre Verteidigung war, zeigt der Umstand an, dass die Bewältigung dieser Strecke auf dem Ochsenwagen Wochen in Anspruch nahm. Daher richteten sich die Angriffe der Herero auch gegen die Bahnlinie (Kuhlmann 1911: 13f.).

76 Vielleicht verloren sie den Krieg sogar noch eher, als es den Deutschen überhaupt gelang, sich zu verschanzen. Angesichts der weittragenden Hinterlader lag der Vorteil bei der Defensive, und als sich die Deutschen einmal in den Festungen verbarrikadiert hatten, waren sie nur schwer zu schlagen. Sicher, es handelte sich bei diesen Festungen nur um kleine Inseln der Herrschaft, aber die Truppen, die von außen kamen, hatten sichere Anlaufstellen, von denen aus sie recht bald die Kontrolle über das Territorium wiederherstellen konnten.

entwickelt war (vgl. dazu allgemein: Sigrist 1994: 158ff, 189ff). Eine starke Zentralmacht fehlte. Zwar lassen sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Zentralisierungstendenzen ausmachen (Henrichsen 2011: 241ff), jedoch gelangten diese kaum über Ansätze hinaus. Deswegen bezeichnet der Ethnologe Frank Vivelo (1977: 135) das Herero-Häuptlingtum als »incipient chieftdom«, als anhebendes Häuptlingtum. Die Annahme liegt nahe, dass die Unselbstverständlichkeit von Herrschaft mit einer – im Verhältnis zu den Deutschen – verminderten Verfügungsgewalt der Führung über die Krieger einherging. Schließlich ist zu bedenken, dass die Kolonialherren auf einen jahrhundertlangen Prozess der Verstaatlichung und, damit Hand in Hand gehend, der Disziplinierung der Truppen zurückblicken konnten (zu diesem Zusammenhang: Bröckling 1997: 57ff, Warburg 2009: 110ff). Plakativ gesprochen, war dieser Disziplinierungsprozess bereits so weit gediehen, dass die Soldaten in Reihe und Glied in den Tod zu marschieren bereit waren, wenn es ihnen befohlen wurde; im Zuge der Nationalisierung des Krieges mochte den Soldaten der Verlust des eigenen Lebens, zum Heldentod überhöht, außerdem als ehrenvoll, wenn nicht als erstrebenswert erscheinen. Diese Bedingungen lagen bei den Herero nicht vor, auch wenn sich die Krieger immer wieder durch große Tapferkeit auszeichneten. Kurzum, möglicherweise sahen die Herero-Führer deswegen davon ab, den verlustreichen Sturm auf die befestigten Plätze zu befehlen, weil sie an der Folgebereitschaft der Krieger zweifelten – oder mit Blick auf weitere Gefechte darum fürchten zu müssen glaubten. Auf diese Weise lässt sich auch erklären, warum sich die Herero-Kräfte immer wieder bei Angriffen auf strategisch bedeutungslose Ziele sowie bei Plünderungen und Zerstörungen verzettelten. Dabei wurde wertvolle Zeit vertan und das Überraschungsmoment verspielt.⁷⁷

Dieselben Probleme, die sich im Kleinen, das bedeutet: im taktischen Bereich, bemerkbar machten, kehrten auf höherer Ebene wieder und wirkten sich nicht minder verheerend auf den Verlauf des Aufstandes

77 Nicht umsonst machten sich unter den Herero Resignation und bisweilen sogar Panik breit, als ihnen bewusst wurde, dass es nicht gelungen war, den Vorteil der Überraschung dahingehend zu nutzen, die Deutschen gleichsam im Handstreich zu schlagen und aus dem Land zu fegen. Schon nach kurzer Zeit stellte der Missionar Kuhlmann fest, der sogar das Lager Samuel Mahareros aufsuchte: »Die Kriegsstimmung hat bei dem hiesigen Stamme längst einer starken Ernüchterung Platz gemacht. Es ist ein Bangen über die Leute gekommen; [...] und es bricht sich immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß das Ende des Krieges ihre Vernichtung sein wird. [...] Sie hoffen für dieses Leben nichts mehr« (Kuhlmann 1911: 34). Insbesondere die Kunde von der Rückkehr der zweiten Feldkompanie unter Franke löste Panik aus: »In wilder Flucht jagten alle ins Innere, um sich nach dem engl. Betschuanalande zu retten« (ebd.: 46).

aus. Am schwersten wog wohl der bereits erwähnte Sachverhalt, dass Häuptlinge und Großleute zögerten, Mahareros Aufforderung Folge zu leisten und an seiner Seite in den Krieg einzutreten. Manch einer von ihnen ließ Tage und Wochen verstreichen, bevor er sich dazu entschied, und dann war es meist schon zu spät, um den jeweiligen Gegner – die lokale deutsche Bevölkerung und Truppe – noch ernsthaft in Bedrängnis zu bringen. Einmal mehr erwies sich dabei die wenig entwickelte Zentralisierung von Herrschaft innerhalb der Herero-Gesellschaft als entscheidende Schwäche. Die Institutionalisierung der Häuptlings- und erst recht der Oberhäuptlingsherrschaft war im Werden begriffen, und der Aufstand resp. seine Niederschlagung durch die Deutschen bereiteten diesem Prozess ein jähes Ende (Vivelo 1977: 135; Häussler 2015). Bei den Herero hatte der Oberhäuptling im gesamten 19. Jahrhundert keine Macht über die Häuptlinge, ein Unterordnungsverhältnis hatte nie bestanden. Deswegen erscheint es fraglich, ob der weiter oben angeführte Aufruf Mahareros ohne weiteres als ›Befehl‹ bezeichnet werden kann, zumal ihn seine Adressaten offenbar nicht als bindend betrachteten: Wie selbstverständlich behielten sie sich die Entscheidung, ob sie in den Krieg eintraten oder nicht, selbst vor – und ließen mitunter Wochen ins Land gehen, bevor sie den Kampf aufnahmen. Maharero konnte indes nicht mehr tun, als Emissäre zu entsenden, um die Unentschlossenen zu überzeugen. Drohungen und Gewalt taten manches Mal ihr Übriges.⁷⁸

Das Beispiel Zacharias Zerauas von Otjimbingwe verdeutlicht, dass es durchaus geschehen konnte, dass mehr oder weniger akzidentelle Faktoren, und nicht etwa Befehle des Oberhäuptlings, den Ausschlag dafür gaben, dass ein Häuptling in den Krieg eintrat. Zeraua wollte keinen Krieg mit den Deutschen (weswegen diese von einer Hinrichtung absahen, als er sich ihnen Ende 1904 ergab), sondern wurde in diesen gewissermaßen hineingezogen. Hierbei kamen verschiedene Umstände zusammen. In der kolonialen Situation konnten Konflikte generell schnell eskalieren. Furcht und Misstrauen waren bereits in ›Friedenszeiten‹ derart ausgeprägt, dass oftmals ein kleiner Tropfen reichte, um das sprichwörtliche Fass zum Überlaufen zu bringen. Nachdem die Kunde von dem Aufstand Otjimbingwe erreichte, beäugten die Deutschen jeden Schritt der Herero umso argwöhnischer. In dieser angespannten Lage war es für die »violent few« (Collins 2011), welche die Eskalation aus den unterschiedlichsten Motiven wünschten oder in Kauf zu nehmen bereit waren, ein Leichtes, auch einer widerstrebenden Herero-Mehrheit ihren Willen aufzuzwingen. Mochte sie von Auswärtigen, Kriminellen oder einfach nur

78 Laut Kuhlmann entsandte Maharero im Februar Männer, um abtrünnige Werften zu »zerbrechen«, das bedeutet, den Oberhäuptern Vieh und Menschen zu nehmen, um sie zum Bleiben resp. zur Umkehr zu zwingen (Kuhlmann 1911: 46).

von Personen ausgehen, welche die Gelegenheit ergreifen wollten, leichte Beute zu machen, und sich dabei nicht um die Gesamtlage scherten: Selbst die kleinste unbedachte Tat konnte in dieser Situation gravierende Folgen haben. In Otjimbingwe war es die Tötung eines Weißen, deren Hintergründe nicht ganz klar waren. Die Missionschronik hält dazu fest:

»Der geschehene Mord machte allen Verhandlungen ein Ende. Nach Hererodenkweise trug Zacharias die Verantwortung für das, was seine ›Kinder‹ angerichtet hatten, u[nd] so blieb ihm nichts übrig, als auf die Seite seines Volkes zu treten.«⁷⁹

Es zeigt sich hieran einmal mehr, um wieviel leichter es ist, Konflikte eskalieren zu lassen, als sie zu de-eskalieren. Man muss bedenken, dass sich die Nachricht, dass dreihundert Herero-Reiter aus Okahandja den Kampf aufgenommen hatten und die weitere Umgebung in Angst und Schrecken versetzten, rasend schnell im ganzen Land verbreitete. Sie dürfte allgemein Zuversicht geweckt und die Kriegsstimmung angeheizt haben, aber eben auch manch einen Unentschlossenen bewogen, die Gunst der Stunde zu nutzen, um nicht leer auszugehen.⁸⁰ Conrad Rust (1905) berichtet von mehreren »Marodeuren« und »Plünderern«, die in den ersten Tagen des Aufstands die Gegend unsicher machten.⁸¹ Unter den gegebenen Umständen konnten allerdings auch solch vereinzelte Taten ein Politikum darstellen und über Krieg oder Frieden entscheiden.

Die Eskalation wurde durch die Logik der »bimodalen Entfremdung« befördert. Thomas J. Scheff (2000: 2) versteht darunter eine irrationale Form von Konfliktmanagement, die durch eine doppelte Entfremdung gekennzeichnet ist. Diese Entfremdung besteht zunächst in einer Entfremdung der Konfliktparteien voneinander, die sich gegenseitig abschotten

79 ELCRN, Chronik Otjimbingwe, S. 146

80 In diesem Sinne hielt die Chronik von Otjimbingwe mit Blick auf die dreihundert Reiter fest: »Brennt die afrikanische Steppe einmal, so trägt der Wind die Flammen von Busch zu Busch weiter, ohne daß einer sie aufhalten kann. Nach den geschehenen Mordtaten konnten die Herero nicht mehr zurück. Der Sturmwind der Erbitterung mußte das Feuer weitertragen von Ort zu Ort, von Stamm zu Stamm. Wehe den einsamen Farmern u. Reisenden, die nichts ahnend von dem Brande überrascht werden würden!« (ELCRN, Chronik Otjimbingwe, S. 132)

81 Rust bewertet die entsprechenden Handlungen nach Kriegsrecht und begründet damit, dass mit den Aufgegriffenen kurzer Prozess gemacht wurde, aber in einer Hinsicht hat er möglicherweise Recht: Bei vielen dieser Handlungen handelte es sich nicht um ein zentral gesteuertes ›Requirieren‹ kriegswichtiger Güter, sondern um ›private‹ Bereicherung im Schatten des Krieges. In einer Krieger-Gesellschaft ist der Übergang fließend.

und alle Verbindungen zueinander abbrechen. Dadurch kommt es zugleich zu einer Entfremdung innerhalb der jeweiligen Konfliktpartei. Die Isolation nach außen geht mit einem erheblichen Konformitätsdruck nach innen einher; die Gruppe verlangt dem Einzelnen restlose Unterordnung ab und perhorresziert jegliche Abweichung. So entfremdet sich der Einzelne von sich selbst, indem er Teile seiner Persönlichkeit aufgeben muss, um den Konformitätserwartungen gerecht zu werden. Beide Vorgänge lassen sich am gegenwärtigen Fall beobachten. Wie für die Weißen spätestens mit dem Aufstandsausbruch jeder »Eingeborene« verdächtig war, versuchten auch die Herero, die Verbindungen ihrer Leute zu Weißen zu kappen: Wer es mit dem Feind hielt, galt fortan ebenfalls als Feind.⁸² Dabei hatten die Deutschen schon frühzeitig die Weichen für diese Entwicklung gestellt. Aus Furcht und Misstrauen waren längst Notfallpläne hervorgegangen, in welche die Ansiedler eingeweiht waren; oft genug waren ihre Privathäuser Teil der Verteidigungsanlagen und diesem Zweck entsprechend baulich (um-) gestaltet (Schwabe 1902: 158ff). Ein jeder wusste, was im Notfall zu tun war. Rasch baute man im Januar 1904 die virtuellen Festungen aus und versetzte sie in den Verteidigungszustand. Das »Skript« lag also bereits vor und musste nur noch aktiviert werden. Dadurch nahmen die Dinge ihren Lauf, und zwar bisweilen einen solchen, den man eigentlich verhüten wissen wollte; denn dass sich die Weißen in befestigte Stellungen zurückzogen und kampfbereit machten, verunsicherte die Herero zutiefst und gab manchenorts wohl erst den Ausschlag für den Ausbruch der Kampfhandlungen (vgl. Gewalt 1999: 152). Der ›Gemeinschaftsterror‹, der sich in der kolonialen Gesellschaft breitmachte, wird im folgenden Abschnitt näher beschäftigen. Festzuhalten ist, dass selbst unbedachte Handlungen Einzelner, dass Situationen und ihre Dynamiken den Fortgang des Geschehens in nicht minderem Maße bestimmen konnten als die Befehle eines Häuptlings, geschweige denn eines Oberhäuptlings. Dieser Sachverhalt stellt gewiss kein Spezifikum der Herero-Gesellschaft dar; aber Gesellschaften, in denen die Herrschaftszentralisierung so wenig ausgeprägt ist, sind dafür in besonderer Weise anfällig.

Insbesondere auf strategischer Ebene machten sich die Konsequenzen des vergleichsweise geringen Grades an Zentralisierung, den die Herrschaft bei den Herero bis 1904 erreicht hatte, bemerkbar.

Maharero wusste sehr genau, dass dieser Krieg gegenüber den vorherigen, lokal begrenzten Konflikten eine andere Dimension besitzen

82 Furcht und Misstrauen bestanden auch auf Seiten der Beherrschten. Bald nach dem Aufstandsausbruch soll Maharero den Befehl erteilt haben, fortan jeden Herero, der mit einem Weißen angetroffen werde, niederzumachen, »weil eine ganze Anzahl Knechte sich zu den Soldaten hielte« (Kuhlmann 1911: 39).

würde. Deswegen versuchte er auch – und dies stellte ein Novum dar – eine breite Front der Afrikaner zu bilden und Bündnisse mit den Witbooi-Oorlam, den Baster und den Ovambo im Norden des Schutzgebietes einzugehen (vgl. Schaller 2004a: 138f.). Wie gleich näher zu sehen sein wird, verfolgte Maharero ein radikales Kriegsziel. Ob er angesichts dessen noch mit der Möglichkeit eines Verhandlungsfriedens rechnete, kann bezweifelt werden. Schließlich ging er, wie gesehen, davon aus, dass der Krieg für die Aufständischen auf eine »absolute Entscheidung« hinauslaufen und eine existenzielle Dimension annehmen würde; er sah zunächst auch keine Exit-Option.⁸³ Es galt nun, zu kämpfen und zu siegen. Es ging um alles oder nichts.

Wie radikal ihr Kriegsziel war, verdeutlicht das nähere Vorgehen. Die deutschen Männer wurden in aller Regel getötet, die Farmen, Häuser und Läden geplündert. Was sich gebrauchen ließ, wurde geraubt, was nicht, zerstört. Gebäude wurden verwüstet und niedergebrannt, die Herden weggetrieben. Immer wieder ist in den zeitgenössischen Texten von den »Greueln der Verwüstung« zu lesen: »Möbel, Bücher, Bilder, Briefe, alles, alles« wurde »bis in den Grund zerstört«; die Betten waren »aufgerissen, [...] die Sofas zerschlagen, die Füllung herausgerissen, das Porzellan zu Scherben zerhauen, die Öfen auseinandergerissen, nichts, nichts war verschont geblieben« (zit. n. Moritz 1996: 42). Es handelte sich dabei nicht um »sinnlose Gewalt«, wie in solchen Zusammenhängen gesagt zu werden pflegt, denn sie traf die Siedler keinesfalls zufällig und verfolgte zudem ein klares Ziel: Sie wollte die Existenz der Kolonisten zerstören, um sie resp. ihre Hinterbliebenen zu zwingen, die Besiedlung aufzugeben und Südwest für immer den Rücken zu kehren (Bridgman 1981: 69). Waren die Männer getötet, Eigentum und Produktionsmittel geraubt oder zerstört und die Häuser unbewohnbar gemacht, entbehrten die Familien jeder Lebensgrundlage. Frauen und Kindern stand der Weg nach Swakopmund offen – um sich nach Deutschland einzuschiffen.⁸⁴ Die *Kriegführung* war insofern begrenzt, als sie Frauen, Kinder und Nicht-Deutsche schonte, aber die Kriegsziele waren es keineswegs. Ungeachtet aller Einschränkungen richtete sie sich gegen die ganze deutsche

83 Flucht kam für Maharero offenbar nicht in Frage. Er soll sich dahingehend geäußert haben, dass die Herero ein zu großes Volk seien, um ins Betshuanaland zu ziehen, so dass man sie dort nur als Eindringlinge betrachten würde; daher hätten die Herero kein anderes Land als das ihrer Väter, und dafür müssten sie nun kämpfen (Kuhlmann 1911: 46).

84 Bei Oviumbo sollen Herero einer Siedlerin zugerufen haben: »Komm heraus, wir wollen dir eine Kuh geben, damit du mit deinem Kinde nach Swakopmund gehen kannst« (Rust 1905: 81), und der Großmann Ouanjo schrieb einem Offizier: »Die Frauen musst du mir herausgeben, die will ich nach Deutschland schicken« (Rust 1905: 159). Ähnliches weiß auch Kuhlmann (1911: 23) zu berichten.

koloniale Gesellschaft mit dem Ziel, der deutschen Herrschaft und Besiedlung ein Ende zu bereiten.

Ein so radikales Ziel war kaum zu erreichen, wenn nicht alle Führer resp. Gruppen mitwirkten und das Ihrige dazu beitrugen. Hierin lag ein schwerwiegendes Problem, da der Verlauf des Krieges zeigt, dass sich die Häuptlinge die Entscheidung zum Kriegseintritt selbst vorbehielten, wie sie auch später immer wieder die Option eines Separatfriedens oder eines selbständigen Abzugs über die Grenze erwogen.

Ich habe an anderer Stelle den folgenschweren Entschluss Samuel Mahareros, die verschiedenen Gruppen, die bis dahin mitunter sehr erfolgreich in ihren jeweiligen Gebieten operiert hatten, am Waterberg zusammenzuziehen, als einen Versuch interpretiert, den gefährlichen Zentrifugalkräften der Ordnung entgegenzuwirken, die im Laufe des Krieges infolge von Rückschlägen und Engpässen immer wieder Auftrieb erhielten (Häussler 2011: 189, Anm. 68). Die Konzentration der Kräfte muss den Gruppen ein Gefühl der Stärke und Zuversicht vermittelt haben, zumal am Fuße des Waterbergs tausende Krieger zusammenkamen, aber sie ermöglichte es Maharero eben auch, die Häuptlinge besser kontrollieren und einem etwaigen Ausscheren entgegentreten zu können.⁸⁵ Dies war umso wichtiger, als die großen April-Gefechte zahlreiche Verluste gefordert hatten und dabei nicht die erhofften Ergebnisse erbracht hatten. Strategisch kamen diese Gefechte, die noch zu erörtern sein werden, einer Niederlage gleich: Obgleich die Herero die Deutschen schwer bedrängt und ihnen mitunter schwere Verluste, ja sogar Niederlagen beigebracht hatten, war es ihnen nicht gelungen, sie *entscheidend* zu schlagen. Angesichts des sich stetig zu ihren Ungunsten verschiebenden strategischen Ungleichgewichts musste ihnen klar sein, dass es immer unwahrscheinlicher war, den Deutschen eine solche Niederlage noch beizubringen. Während ihre Kräfte immer weiter schwanden und sie ihre Verluste an Kriegern und Munition nicht ohne weiteres kompensieren konnten, legte der Gegner materiell und personell kontinuierlich zu.

Zwar war die Gegend am Waterberg als Rückzugsort klug gewählt, da die Herero hier fernab der Bahnlinie – und damit dem unmittelbaren Zugriff der Deutschen entzogen – für längere Zeit ausreichend Wasser und Weide vorfanden. Aber der Umstand, dass sie über viele Wochen an einem dem Gegner bekannten Ort ausharrten, dass sie die deutsche Streitmacht ungestört herankommen und ihre Vorbereitungen für die

85 Kuhlmann (1911: 46) berichtet, dass nach den ersten Erfolgen der 2. Feldkompanie die östlichen Herero die Flucht in britisches Gebiet planten, und dass nur eine List Mahareros sie schließlich davon abhielt. Vielleicht war die Ende Februar von Maharero befohlene Konzentration der Kräfte eine Maßnahme, die Fluchtversuche einzelner Gruppen zu verhindern (Pool 1991: 220; Rust 1905: 126).

Schlacht treffen ließen und dass sie, als die Gefechte begannen, vielerorts so rasch die Flucht ergriffen, dass sie große Mengen Vieh zurücklassen mussten, spricht eher dafür, dass ihnen in dieser Phase des Krieges ein klares Konzept fehlte.⁸⁶ Dies wiederum könnte ein Hinweis darauf sein, dass nicht im engeren Sinne militärische Erwägungen für die Entscheidung ausschlaggebend gewesen waren, die Kräfte am Waterberg zusammenzuziehen.

Unabhängig von dieser Detailfrage sollte klar geworden sein, dass sich die soziale und politische Ordnung der Herero auf verschiedenen Ebenen nachteilig auf den Krieg und dessen Verlauf auswirkten. Obgleich die Aufständischen den Vorteil der Überraschung auf ihrer Seite hatten und ihre Krieger den deutschen Reitern in vielen Belangen überlegen waren, konnten sie diese Vorzüge letztlich nicht entscheidend zum Tragen bringen. Die Deutschen zu schlagen und zu vertreiben, die strategisch überlegen und fest entschlossen waren, die Herrschaft über DSW zu behaupten, war schwierig genug, so dass bereits kleinste Friktionen auf Seiten der Herero den Aufstand zum Scheitern hätten bringen können – die tatsächlich aufgetretenen Friktionen waren allerdings beträchtlich.

Auch wenn sie ihn nicht zu dem erhofften Ende bringen konnten, hatten die Herero einen Krieg entfacht, bei dem es von Anfang an ums Ganze ging: Ihre Überfälle zielten auf nichts Geringeres, als die deutsche Herrschaft und Besiedlung in DSW ein für alle Mal zu beenden. Dies verlieh dem Krieg eine besondere Schärfe. Zum einen forderte der Aufstand die aufstrebende Großmacht heraus, deren Eliten nicht gewillt waren, diesen Affront auf sich sitzen zu lassen; zum anderen richtete sich die Gewalt der Aufständischen auch und vor allem gegen die koloniale Gesellschaft, die ihrerseits alles daran setzte, es ihnen heimzuzahlen. Dies hatte auch den folgenden Grund.

Das Zerstören und Plündern, das die Angreifer wertvolle Zeit kostete, ist nicht etwa durch einen bloßen Mangel an soldatischer Disziplin zu erklären. In diesen Akten lag vielmehr ein »Überschuss«, der eigens zu erklären ist. Ungeachtet aller gebotenen Eile nahmen sich die Aufständischen die Zeit, all das zu zerstören, womit sie nichts anzufangen wussten. Sie zelebrierten die Zerstörung richtiggehend: Mit »Liebe und Sorgfalt« gingen sie zu Werke, wie ein Offizier aus den Trümmern schloss (Salzmann 1905: 65), und oft genug unterstrich übermäßiger Alkoholgenuss den feierlichen Charakter dieses Treibens (Rust 1905: 107).

86 Offenbar waren die Herero kriegsmüde. Nuhn (1989: 185) verweist auf ein Schreiben Mahareros an den britischen *Resident Magistrate* von Walvisbay vom 12.6.1904, in dem er um Asyl ersucht. Auch andere Herero-Führer bemühten sich im Vorfeld der Schlacht um Friedensverhandlungen (vgl. z.B. Estorff 1979: 118).

In Artefakten wie Häusern, Betrieben oder der kolonialen Infrastruktur materialisierte sich die Macht die Kolonisatoren. Ohnmächtig mussten diese nun mit ansehen, wie alles dem Erdboden gleichgemacht wurde. In drastischer Weise wurde ihnen die Hinfälligkeit ihrer Werke, ihrer Macht, ja ihrer ganzen Existenz vor Augen geführt. So mühsam dies alles aufgebaut worden war – oft steckten Jahre der Arbeit darin: beispielsweise waren die Ziegelsteine meist selbst hergestellt und alles weitere Material von weither herangeschafft –, so gründlich wurde es nun von den Aufständischen zerstört. Durch die immer wieder erwähnten Schändungen von Leichen, auch von solchen, die bereits bestattet worden waren, machten die Aufständischen den Deutschen klar, dass sie in dieser Erde keinen Frieden finden würden. In den dabei vorkommenden Entmannungen (Rust 1905: 41) kehrten die Herero zudem symbolisch die Entmännlichung um, die sie von den kolonialen Eroberern erfahren hatten, indem die Männer zusehen mussten, wie ihre Frauen und Töchter Opfer sexueller Übergriffe wurden. Bei diesen Vorkommnissen handelte es sich offenbar nicht um Einzelfälle, denn sie sind vielfach belegt.⁸⁷ Sie waren nicht Ausdruck blinder Raserei, wie deutschen Quellen immerfort suggerierten; die Herero wussten die Gewalt schließlich sehr genau zu dosieren. Sie schöpften zwar aus dem Repertoire vorkolonialer kriegerischer Praktiken, schöpften es aber nicht aus.⁸⁸ Sie blieben um die Einhegung der Gewalt bemüht. Mit ihren Akten negierten sie den Herrschaftsanspruch der Kolonialherren und setzten diese Negation wirkungsvoll in Szene. Diese Nachricht kam bei den Deutschen an – und verletzte ihr Überlegenheitsgefühl zutiefst.

Die Rache der kolonialen Gesellschaft

Der Aufstand traf die Siedler wie aus heiterem Himmel. Im Landesinneren konnten sich viele nur mit Glück ihrer Haut erwehren; einige mussten von den Festungen aus mitansehen, wie ihre Habe geraubt wurde und ihre Häuser in Rauch aufgingen. Bisweilen saßen sie, wie in Grootfontein, monatelang auf engstem Raume in improvisierten Unterkünften fest, in banger Ungewissheit um die Lage der Kolonie sowie das

87 Conrad Rust berichtet von Enthauptungen (1905: 75), weiteren »grässlichsten Verstümmelungen« (1905: 89) wie etwa von »abgehauenen Händen« und »ausgestochenen Augen« (1905: 89; 192) und selbst von Kannibalisierung (1905: 133; vgl. auch Auer 1911: 61f., 81).

88 So soll sich dreißig Jahre vor der bekannten »Blutnacht von Okahandja« vom 23. September 1880 das »Blutbad von Okahandja« ereignet haben, bei welchem der Oorlam-Führer Jonker Afrikaner auch Frauen und Kindern Hände und Füße abschneiden ließ. Missionar Irle will die Opfer dieses »Blutbades« noch selbst gesehen haben (Irle 1906: 192).

Schicksal von Angehörigen, Nachbarn und Freunden. Ohne Kontakt zur Außenwelt harrten sie der Dinge, die da kommen mochten. Den Umstand, dass sie sich vor den vermeintlich »minderwertigen Eingeborenen« verschanzt halten mussten, empfanden die Siedler als »Erniedrigung und Schmach«, zumal sie sich in diesem Augenblick bewusst wurden, nicht mehr Herren der Lage, geschweige denn der Kolonie zu sein.⁸⁹

Selbst in Swakopmund, das durch den über hundert Kilometer breiten, schwer zu durchdringenden Wüstengürtel der Namib vom Aufstandsgebiet getrennt war, machte die koloniale Gesellschaft im Handumdrehen mobil. Ihre Militarisierung war so vollständig, dass der Ort »wie ausgestorben« wirkte und das »geschäftliche Leben nahezu zum Stillstand« kam.⁹⁰ Nach den Beobachtungen Viktor Frankes war die Festung in Windhoek »vollgestopft mit bewaffneten Männern und Frauen. Jeder Krüppel war uniformiert und trug ein Gewehr«.⁹¹ Auch Frauen standen unter Waffen.⁹² Conrad Rust (1905: 9) vermerkte hierzu: »Wann [...] es heißt, Leben und Eigentum zu verteidigen, [...] greift alles zu den Waffen; jeder ist Soldat«. Die Unterscheidung zwischen »Kombattanten« und »Nicht-Kombattanten« war hinfällig, denn alle waren Teil der Verteidigung; umgekehrt galt jeder »Eingeborene«, gleichviel ob Mann oder Frau, als Feind.

Ausweislich einer Verordnung des Bezirksamts Swakopmund durfte jeder Weiße Waffen tragen und hatte »Eingeborenen« gegenüber polizeiliche Befugnisse inne; kehreseitig war jeder »Eingeborene« verdächtig.⁹³ Man beschloss daher bald, die Afrikaner in zwei Dampfer, die vor Swakopmund auf Reede lagen, einzupferchen, in denen sie schließlich nach Südafrika geschafft wurden. Die Logik der »bimodalen Entfremdung« kam voll zum Tragen. Die Siedlerschaft schloss ihre Reihen und wachte nun aufmerksamer denn je darüber, dass die Grenzen zwischen »Weiß« und »Schwarz« nicht mehr verwischten. So tat sie auch ihren Teil, Leutweins Versuche zu unterbinden, mit den Herero in Kontakt zu treten, und zu erreichen, dass die (diplomatischen) Beziehungen zur Gegenseite endgültig abrisen.⁹⁴ Unter dem Banner der »Rassensolidarität« unterzog

89 »Der 12. Januar«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 14.1.1905, S. 1.

90 »Mobilmachung«, in: *DSWAZ* vom 19.1.1904, S.1.

91 BArch., N/1030, Bd. 21, Bl.6, S.11.

92 Dies geht nicht nur aus Frankes Beobachtung hervor, sondern auch aus dem Tagebuch von Helene Gathmann, die berichtet, dass ihr Mann ihr einen Revolver in die Hand drückte »und befahl: decken« (Deutsches Tagebucharchiv, Sign. 1704, Eintrag 17.1.1904, Bl. 13), oder aus dem Tagebuch des Missionars Eich, der die Worte der Siedlerin Else Sonnenberg wiedergibt: »Ich muß den Store in Verteidigungszustand setzen, habe aber keine Waffe« (BArch., N/1783/1, Eintrag 14.1.1904, Bl. 5).

93 »Bekanntmachung vom 13.1.04«, *DSWAZ* vom 19.1.1904, S.1.

94 Auf einer Versammlung in Windhoek machten die Ansiedler Leutwein gegenüber klar, »daß bezüglich dieses Punktes die Regierung sich über die

sie alle Weißen einem regelrechten Gemeinschaftsterror, der keine Abweichungen duldete. Über allem und jedem schwebte fortan der Verdacht des »Verrats«.

Ein ausgeprägtes Rachebedürfnis bemächtigte sich weiter Teile der kolonialen Gesellschaft, auch der Angehörigen der Truppen, die beim Aufstandsausbruch bereits im Lande oder kurz darauf ins Land gekommen waren.⁹⁵ Es herrschte äußerste Erbitterung.⁹⁶ Mit Sorge vernahmen die Missionare den allgemeinen Schrei nach Rache und registrierten einen »Blutdurst gegen die Herero«.⁹⁷ Sie machten eine regelrechte »Pogromstimmung« aus und hatten allergrößte Mühe, die aufgebrachte Bevölkerung von Gewalttaten abzuhalten.⁹⁸ Der Missionar Elger erinnert sich:

»Mit aufgeregten Leuten gab es überhaupt manche Not. Eine höher gestellte Persönlichkeit wollte alle Herero am Platz, ob schuldig oder nicht, hängen lassen und wurde nur durch meine Drohung, daß ich die Sache weitermelden würde, davon abgehalten. Trotzdem wurden in jenen Tagen mehrere gehängt, und mehreren deutschen Frauen war das ein Schauspiel, das sie unbedingt mit anschauen mußten.«⁹⁹

Das Bedürfnis nach Rache war so ausgeprägt, dass es selbst nach den verheerenden Kriegen und der todbringenden Lagerherrschaft nicht abklingen wollte. Noch Jahre nach dem Aufstand bauschten Siedler-Zeitungen vereinzelte Fälle von Flucht und Widersetzlichkeit groß

Stimmung im Lande unmöglich einer Täuschung hingeben könne, die einmütig dahin gehe, dass den Hereros zunächst eine vernichtende Niederlage beigebracht werden müsse, welche ihnen erneute Aufstandsgelüste für alle Zukunft verleide. Sollten *die Hereros alsdann* Unterhandlungen anknüpfen wollen, so könnten dieselben *nur* auf der Grundlage einer Unterwerfung auf Gnade und Ungnade geführt werden« (»Aus dem Schutzgebiet. Aus Windhuk.«, DSWAZ vom 19.2.1904, S. 2).

95 Das Problem der ›Verschmelzung‹ von Siedlerschaft und Truppe war längst bekannt. Die alte Schutztruppe verkehrte in so »vollständiger Gleichheit« mit den Ansiedlern, dass sie sich allzu sehr mit dieser identifizierte (François 1899: 80f.). Im »Feindesland« (Schwabe 1902: 156) saßen die Eroberer »in einem Boot« – diese Metapher wurden von verschiedenen Kolonialoffizieren gebraucht, um das Leben unter der Bedingung der kolonialen Situation zu kennzeichnen. Die Boot-Metapher kehrt in verschiedenen Texten wieder, um die Lage der Weißen in der kolonialen Situation zu beschreiben (vgl. Wissmann 1895: 77ff; Simplex Africanus/Laasch/Leue 1905: 52f.).

96 Tagebuch Helene Gathmann, DTA, Sign. 1704, Eintrag 17. Februar 1904, S. 33.

97 Ebd., Eintrag 19. Januar 1904, S. 19; s. auch Rust (1904).

98 Missionar Elger an die Rheinische Missionsgesellschaft, BArch. R1001/2114, S. 81.

99 NAN A569, Bl. 27.

auf oder warfen der Regierung vor, die »Eingeborenen« zu verwöhnen, und dies angesichts der maßlosen Leiden der letzten Reste eines Volkes, das längst »aufgehört« hatte, »ein selbständiger Volksstamm zu sein«, wie der Bericht des Großen Generalstabs (1906: 214) befriedigt feststellt.

Spätestens mit den Überfällen vom Januar 1904 hatten sich die »Eingeborenen« davon überzeugen können, wie verletzlich die Weißen tatsächlich waren, und dass es ein Leichtes war, sie zu töten und sich ihres Eigentums zu bemächtigen. Wenn nun gewissermaßen das Kind in den Brunnen gefallen war und, den Gedankengang Stuhlmanns noch einmal aufnehmend, die »Transzendenz« des »weißen Herrn« sowie die Heiligkeit und Unverletzlichkeit dessen, was ihm gehört, »rettungslos«¹⁰⁰ dahin waren, wie ließ sich dies alles wiederherstellen, wenn es einmal verloren war? Für die Siedler bildete Rache den ersten Teil der Antwort auf diese Frage.

Rache zu nehmen bedeutete für die Siedler, die beschämende Ohnmacht zu durchbrechen, in welche die Aufständischen sie gezwungen hatten, und die Handlungsmacht wiederzuerlangen; Rache zu nehmen ermöglichte es ihnen, das aus den Fugen geratene Verhältnis zwischen »weißen Herren« und »schwarzen Bestien« wiederherzustellen. Rache verfolgt das Ziel, andere leiden zu lassen, wobei das Leiden der Täter meist in Entsprächung zu dem Leiden der Opfer steht resp. stehen soll. Im gegenwärtigen Zusammenhang trifft dies nicht zu, das Rachebedürfnis der kolonialen Gesellschaft war maßlos und gewaltentgrenzend. Ihr tiefsitzender Rassismus gebot, es den Aufständischen *vielfach* heimzuzahlen. Die koloniale Justiz hatte bereits in »Friedenszeiten« bewiesen, wie Rache im Zeichen des »Rassenhasses« entgrenzte (zit. n. Bley 1968: 177): Während selbst *Morde* an Schwarzen kaum je gesühnt wurden, wurden für jeden toten Weißen gleich mehrere Schwarze hingerichtet.¹⁰¹ Die Rache der kolonialen Gesellschaft verfuhr nach dem Grundsatz »Für jeden von uns werden zehn von Euch sterben« oder *tit for tat*, statt nur *tit for tat*« (Waldmann 2003: 174). Besonders deutlich trat die Maßlosigkeit dieses Rachebedürfnisses in der Forderung mancher Siedler zutage, die »Eingeborenen« nun ganz auszurotten (Irle 1906: 4).

¹⁰⁰ Der Kolonialbeamte Hans Tecklenburg war der Auffassung, dass infolge der Aufstände und der dadurch offengelegten Verletzbarkeit der Kolonialherren »unser Prestige bei den Eingeborenen, das Prestige des weissen Mannes [...] rettungslos dahin« wäre (Bericht vom 15.10.1904, BArch., R1001/1139, Bl. 233 [zit. n. Kundrus 2003: 56]).

¹⁰¹ Weiße wurden für die Ermordung von Afrikanern zu Freiheitsstrafen zwischen 3 Monaten und 3 Jahren verurteilt, für die Ermordung Weißer durch Afrikaner wurden stets Todesurteile ausgesprochen und vollzogen, in den meisten Fällen sogar mehrere (Silvester/Gewald 2003: 94).

Die Gewalt »von unten« hatte seit jeher die Kehrseite des schwachen Kolonialstaates gebildet. Nun kannte sie endgültig kein Halten mehr, zumal sie bei den Behörden auf noch größeres Verständnis traf.

Nachdem alarmierende Nachrichten über die deutsche Kriegführung in DSW ins Reich gedrungen waren, brachten sozialdemokratische Abgeordnete die Sache vor den Reichstag und warfen der Regierung vor, einen Vernichtungskrieg gegen die Herero zu führen. Diese Vorwürfe waren so schwerwiegend, dass der Kolonialdirektor Oskar Stuebel den Gouverneur Leutwein umgehend zu einer Stellungnahme aufforderte. Leutweins Replik vom 17. Mai 1904 erstaunt in zweierlei Hinsicht. Einmal räumt ein hochrangiger Beamter und Militär ein, dass August Bebel, der Führer der Sozialdemokratie, »im allgemeinen [...] richtig geurteilt« habe;¹⁰² zum anderen räumt er freimütig ein:

»Daß indessen auch auf seiten unserer Soldaten nach allem, was vorgekommen ist, nicht mit besonderer Schonung vorgegangen wird, ist nur naturgemäß. Ebenso naturgemäß ist es, wenn kein Vorgesetzter diese Schonung befiehlt [...].«¹⁰³

Leutwein bestätigt, dass in den ersten Wochen und Monaten auf deutscher Seite keine Gefangenen gemacht und Frauen sowie Kinder getötet worden seien, und bestreitet lediglich, dass dieses Vorgehen von der Führung angeordnet worden sei. Nach seiner Darstellung ist die Entgrenzung der Gewalt zunächst einmal Sache »unserer Soldaten«. Wenn sich der Gouverneur gegenüber den fortgesetzten Übergriffen der Siedler schon zu »Friedenszeiten« »machtlos« gewähnt hatte, dann erst recht unter dem Eindruck des Aufstandes. Er sah sich außerstande, gegen die Gewalt innerhalb wie »außerhalb der eigentlichen Kriegshandlung«, das bedeutet: gegen die Willkür von Standgerichten, die angebliche »Viehdiebe und Marodeure [...] regelmäßig zum Tode verurteilt[en]«, einzuschreiten.¹⁰⁴ Gegen diese »Volksstimmung« wäre, so Leutwein entschuldigend, auch kein Bebel angekommen.¹⁰⁵ Aber auch wenn sich der Gouverneur von den Vorgängen distanziert, kann er sich nicht dazu durchringen, sie zu verurteilen, im Gegenteil. Im Hinweis auf die Umstände (»nach allem, was vorgekommen ist«) bringt er sogar Verständnis für die Soldaten auf und rechtfertigt so das Nicht-Einschreiten der Führung.

Ein Beobachter aus der britischen Enklave Walvis Bay unweit von Swakopmund, der in ständigem Austausch mit Deutschen stand, berichtete von den Zuständen in der deutschen Kolonie:

¹⁰² BArch. R1001/2115, Bl. 61.

¹⁰³ Ebd., Bl. 62.

¹⁰⁴ BArch. R1001/2115, Bl. 63.

¹⁰⁵ Ebd., Bl. 63.

»The general feeling among the Germans at present partakes of an unreasoning and vindictive bitterness which is almost as nearly allied to barbarism as the unbridled passions of the Hereros themselves. I have heard, myself, Germans who were in action describing boastfully how their troopers bayoneted Herero women.«¹⁰⁶

Die Untätigkeit der Regierung hatte gravierende Folgen. Aus anderen Kontexten ist bekannt, dass das Versäumnis militärischer Führer, auf die Einhaltung der Normen des Kriegsrechts zu pochen und Verstöße zu ahnden, bereits nach kurzer Zeit dazu führt, dass die Brutalität, derer sich anfänglich nur eine Minderheit bedient, zur mehrheitlich akzeptierten Praxis wird (Greiner 2007: 123), mithin, dass die »violent few« (Collins 2011) die Standards der Kriegführung festzulegen beginnen. Dass dies offenbar auch in DSW geschah, hatte Rückwirkungen auf den Krieg insgesamt. Die Unerbittlichkeit der Deutschen stachelte nun auch die Herero zu mehr Grausamkeit an: »The position is most serious and the vindictiveness displayed on both sides is almost without parallel«, fährt der bereits erwähnte Bericht aus Walvis Bay fort.¹⁰⁷ War man einmal zu dem Eindruck gelangt, dass man von dem Gegenüber keinen Pardon erwarten konnte, blieb nur noch der Kampf bis zur letzten Patrone. Somit mündete der Rachefeldzug der kolonialen Gesellschaft alsbald in eine Spirale der entgrenzten Gewalt und Gegengewalt. Lange bevor Lothar von Trotha das Kommando in DSW übernahm, war in Südwest eine Gewalt entfesselt worden, die kaum mehr Grenzen kannte – eine Gewalt, die auch und vor allem »von unten« ausging, die keiner Befehle bedurfte, um in Gang gesetzt zu werden, und die, je länger sie wucherte, durch Befehle auch kaum mehr zu zügeln war.

Den Grund für diese Gewalt hatten die Mitglieder der kolonialen Gesellschaft, an erster Stelle wohl die Siedler, gelegt. Die Gewalt »von unten« reichte weit in die »Friedenzeit« zurück und hatte den Krieg wohl erst heraufbeschworen. Im Zeichen der Rache nahm diese Gewalt eine neue Dimension an; unter der Hand etablierten sich die informellen Standards, welche die Kriegführung in DSW bis zu ihrem Ende prägen sollten.

Die herausragende Rolle der Siedler unterstreicht der Umstand, dass die Zahl der von ihnen Eingezogenen (als Reservisten, Landwehr und Landsturm, nicht zuletzt als Kriegsfreiwillige) zumindest in den ersten Wochen die Zahl der regulären Truppen deutlich übertraf, insbesondere

106 Office of the Resident Magistrate, Walvis Bay, to the Secretary to the Native Affairs Department, Cape Town, 18. Mai 1904, PRO WO 106/265: »Herero-Rising 1904-7; Bondelzwart Rising 1903«, Bl.148.

107 Office of the Resident Magistrate, Walvis Bay, to the Secretary to the Native Affairs Department, Cape Town, 18. Mai 1904, PRO WO 106/265: »Herero-Rising 1904-7; Bondelzwart Rising 1903«, Bl.148.

wenn man berücksichtigt, dass der größte Teil der Feldtruppen zu diesem Zeitpunkt noch im äußersten Süden befindlich und durch die aufständischen Bondelzwart gebunden war. Der Einfluss der Siedler auf die Kriegführung hing allerdings nicht nur von ihrer Zahl ab; aufgrund ihrer Expertise hatte ihr Wort besonderes Gewicht. Die eilig ins Land geschafften und mit den vorfindlichen Verhältnissen überforderten Soldaten orientierten sich vor allem an den erfahrenen Landeskundigen in ihren Reihen.

Auch als die reguläre Armee die Durchführung der Operationen übernahm und das Gros der Reservisten (etc.) wieder entlassen worden war, suchten Stabsoffiziere händeringend nach Ansiedlern (z.B. Bayer 1909: 64), welche insbesondere schwierige Aufgaben übernahmen. Der Bericht des Admiralstabs der Marine (1905b: 17) vermerkt hierzu:

»Durch diese Kenner afrikanischer Verhältnisse wurden die Schwierigkeiten beseitigt, welche sich dem unerfahrenen Europäer auf Schritt und Tritt entgegenstellten, und der Neuling wurde mit den Eigentümlichkeiten afrikanischer Kriegführung bekannt gemacht. Auch die bei der Abteilung befindlichen Reiter, zum größten Teil Reservisten und Landwehrleute oder Kriegsfreiwillige, waren von großem Nutzen. Sie, die als Farmer und Händler das Land durchzogen hatten, leiteten als Wegführer, Patrouillenreiter und Führer der Wagenkolonnen große Dienste.«

Diese Ausführungen verdeutlichen, dass die Ansiedler als Experten in der Truppe ein besonderes Ansehen besaßen. Allerdings beschränkte sich dies nicht nur auf diejenigen, die bei der Truppe Dienst taten. Die neuankommenden Soldaten hatten bei ihren Transporten und Märschen ins Landesinnere vielfältigen Kontakt zur weißen Bevölkerung und suchten auch »nach Möglichkeit« das Gespräch;¹⁰⁸ »alleiniger Gegenstand [war] der Krieg«, betont der Soldat Max Belwe, der in diesen Unterhaltungen »viel Merkwürdiges« erfahren haben will (Belwe 1906: 11). Die vielbeschworene »Nähe« zwischen Ansiedlern und Mannschaften ist im Vorstehenden bereits erwähnt worden.¹⁰⁹

Oft bewirkte bereits der Anblick der Versehrten und Hinterbliebenen, dass sich die Neuankömmlinge mit den Ansiedlern solidarisierten und sich ihre Sicht der Dinge, ihre Wertungen und Emotionen zu eigen

¹⁰⁸ Der britische Offizier W.E. Montague, der 1879 mit seinem Regiment im heutigen Südafrika ankam, um gegen die Zulu zu kämpfen, berichtet befremdet von den unausgesetzten Versuchen der Siedler, die Truppen auf dem Vormarsch aufzuhetzen, indem sie sie durch blutrünstige Berichte von den Greueln der Zulu von der Notwendigkeit ihrer totalen Vernichtung zu überzeugen versuchten (Montague 2006: 31).

¹⁰⁹ »Aus dem Schutzgebiet«, in: *DSWAZ* vom 1.3.1905, S.1.

machten. Die ins Land kommenden neuen Truppen landeten in Swakopmund, wo sich auch alle Flüchtlinge aus dem Landesinnern sammelten und auf ihre Ausschiffung nach Deutschland warteten. Diese Bilder machten auf manch einen Beobachter tiefen Eindruck:

»Die Beobachtung der Abfahrt der Schiffe nach Deutschland kann jetzt recht traurig stimmen. Da gehen Verwundete weg oder solche, die von schwerer Krankheit genesen sind, aber auf dem Gesicht oder in der Haltung noch die Spuren der Krankheit tragen. Da sieht man alte Bekannte im Boot, die durch Fleiß und Ausdauer es zu etwas gebracht hatten und vor wenigen Monaten noch glauben durften, sicher im Leben zu stehen und die heute ohne eigenes Verschulden alles verloren haben und bedürftiger dastehen als je. Am trübsten aber ist der Anblick, wie er sich vorgestern wieder bot [...]: Witwen und Waisen heimtückisch ermordeter Farmer. Wenn man das sieht, überkommt einen von neuem wieder der Zorn.«¹¹⁰

Über Wochen und Monate stellten die Siedler einen beträchtlichen Teil der Truppe – anfangs sogar zwei Drittel (Großer Generalstab 1906: 15f.) – und konnten so den Charakter der Kämpfe, auch über ihr Ausscheiden hinaus, mitbestimmen; als Experten, die der Truppen beigegeben waren, konnten sie auch weiterhin von maßgeblicher Stelle aus Einfluss auf die Soldaten und die Kriegführung nehmen. Als landeskundige Gewährsleute war ihr Einfluss freilich mittelbarer, aber auch hierbei fungierten sie als Multiplikatoren der Deutungsmuster und Emotionen der kolonialen Gesellschaft.

Dabei spielten die Siedler-Zeitungen eine gewichtige Rolle. Seit jeher prangerten diese die »Humanitätsduselei« der offiziellen Politik an und propagierten Krieg und Gewalt.¹¹¹ Dem tat der Krieg keinen Abbruch. So löste das Gerücht, dass Leutwein mit den Herero Verhandlungen anzuknüpfen suche, einen Sturm der Entrüstung aus. Lautstark wurde ein Totalsieg gefordert.¹¹² Überhaupt schwächte die unausgesetzte Kritik an dem angeblich zu moderaten Kurs des Gouverneurs dessen Position. Die Siedler trugen ihren Teil dazu bei, dass er schließlich abgelöst wurde. Ironischerweise erhielten sie mit Trotha einen Kommandeur, der zwar willens war, den geforderten Krieg zu führen, der dabei aber – zu ihrem Unmut – mit einer Kompromisslosigkeit zu Werke ging, dass die Kolonie bald am Abgrund des wirtschaftlichen Ruins stand.

110 DSWAZ vom 3. August 1904, No.31.

111 »Zur augenblicklichen Lage«, in: DSWAZ vom 5.1.1904, Nr.1., S.1.

112 Die »Stimmung im Lande« verlangte, »dass den Hereros zunächst eine vernichtende Niederlage beigebracht werden müsse, welche ihnen erneute Aufstandsgelüste für alle Zukunft verleide«. Verhandlungen könnten »nur auf der Grundlage einer Unterwerfung auf Gnade und Ungnade geführt werden« (»Aus dem Schutzgebiet. Aus Windhuk«, in: DSWAZ vom 19.4.1904, Nr.16, S.2.).

Für den Militärdiktator Trotha, der sich im Grunde nur dem Kaiser gegenüber verantwortlich fühlte, waren die Interessen der Siedler und die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie bestenfalls von nachgeordneter Bedeutung, wie im Weiteren noch näher zu sehen wird. Festzuhalten ist, dass der Siedler stetes Drängen auf Radikalisierung zu Entwicklungen führte, mit denen sie nicht einverstanden waren, die sich aber ihrem Einfluss nunmehr gänzlich entzogen. Damit bestimmten »Elemente« das Geschehen über weite Strecken mit, die staatspolitisch gar nicht vorgesehen waren.

Auch als der Krieg längst beendet war, kamen die Siedler nicht zur Ruhe. Als die letzten Reste der Herero in den Konzentrationslagern darbteten, forderte die *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* mit Blick auf die »Behandlung des Hereroproblems«, wie sie es ausdrückte, »jetzt endlich wieder eine Wendung zu schärferer Tonart«.¹¹³ Auch im »Frieden« drängten die Siedler auf die stete Verschärfung der »Eingeborenenpolitik«. Die Siedler waren und blieben ein Motor der Gewaltentgrenzung.

113 »Aus dem Schutzgebiet. Aus Omaruru«, in: DSWAZ vom 18.8.1906, S. 1.